<36614831890015

Mühlbach, Louise, Kaiserburg und Engelsburg. 2 Bde. 8. eleg. broch. circa $2^1/_2$ Thlr.

König, E. A., Durch Kampf zum Frieden. Preisgekrönter Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Kriegsbilder eines Nachzüglers aus dem deutsch-französischen Kriege. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus VIII. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag. broch. 15 Sgr.

Mühlbach, Louise, Mohammed Ali und sein Haus. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, In Mexico. Charakterbild aus den Jahren 1864—1867. 8 Theile in 4 Bdn. 8. broch. 6 Thlr. 15 Sgr.

Knortz, Karl, Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. 8. broch. 1 Thlr. 20 Sgr.

Mühlbach, Louise, Reisebriefe aus Aegypten. 2 Bde. 8. broch. $2^3/_4$ Thlr.

Fricke, W., Wat möt, dat möt. Ene lustige Geschichte in nieder-sächsischer Mundart. 2 Bde. 8. eleg. broch. $1^1/_2$ Thlr.

Guseck, Bernd v., Der schlimmste Feind. Historischer Roman. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus V. Band.) Zwei Theile in einem Band. (Mit besonderem Doppeltitel.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. $22^1/_2$ Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach dem Schiffbruch. Nordaustralische Abenteuer. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus VI. Band.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 10 Sgr.

Erzählungen und Romane

von

Friedrich Bodenstedt.

Zweiter Band:

Aus deutschen Gauen.

Zwei Bände.

Jena,
Hermann Costenoble.
1871.

Aus deutschen Gauen.

Erzählungen

von

Friedrich Bodenstedt.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1871.

Inhaltsverzeichniß.

Die letzten Falkenburger.

I.

Fortsetzung!

Siebentes Kapitel.

Der Major findet es einsam auf der Falkenburg und unternimmt eine Rundreise durch's Land. — Die französische Herrschaft und ihre Wirkungen.

Der Major konnte noch lange nicht schlafen. Noch nie war es ihm, als er sich wieder allein sah, so einsam auf seiner Burg vorgekommen, wie diesmal. Allerlei seltsame Gedanken gingen ihm im Kopfe herum, die er gewaltsam unterdrücken wollte und nicht konnte. Ueber eine Stunde ging er in seinem Zimmer in großer Aufregung auf und ab, trank noch eine Flasche alten Rheinwein ganz allein aus und schlief endlich schweren Kopfes in seinem Lehnstuhl ein.

Am folgenden Morgen begann er eine große Rundreise zu allen seinen Verwandten im Lande und blieb eine ganze Woche aus. Er wollte durch neue Eindrücke auf andere Gedanken kommen, aber

es gelang ihm nicht. Seine verheiratheten Schwestern, die er zuerst besuchte, fanden, daß er sich merkwürdig verändert habe. Er war zerstreut, ja förmlich abwesend bei allen Gesprächen, die nicht die Befreiung des Landes von der Franzosenherrschaft zum Inhalt hatten; war dies aber der Fall, so sprach er mit einem rücksichtslosen Eifer, der öfter verletzend als bekehrend wirkte. Uebrigens ward ihm die Genugthuung zu sehen, daß sich auf dem Lande ein großer Umschwung in der Volksstimmung während der letzten Monate vorbereitet, theilweise schon vollzogen hatte.

Der alte Fürst, ein verschlossener, geiziger und pedantischer Herr, war wenig beliebt im Lande gewesen, obgleich er manche Regententugend besaß, und man ihm die Abstellung vieler alteingewurzelter, wie auch erst unter seinem verschwenderischen Vorgänger eingerissener Mißbräuche verdankte. Er brachte strenge Ordnung in die Verwaltung, vereinfachte die Justiz, schaffte die Tortur ab, verminderte die Frohndienste, förderte die Bodenkultur und that viel zur Hebung des Volkswohlstandes. Allein dem Volke kam wenig davon zugute, da die Kriegslasten bald Alles wieder verschlangen. Auch wußte er sich in die durch die Revolution herbeigeführte neue Zeit nicht zu schicken,

deren gerechte Forderungen, statt ihn zu weiser Nachgiebigkeit zu bewegen, ihn nur immer starrköpfiger, verschlossener und unzugänglicher machten. Bei seinem kleinlichen Geiz und unglücklichen Familienleben — er wohnte ganz getrennt von seiner Gemahlin — war seine Hofhaltung die trübseligste und einförmigste von der Welt und warf ihre Schatten auch auf die übrigen Kreise der Gesellschaft, so daß in der Residenz alle Freude ausgestorben schien.

Als er nun gar abschiedslos in der Stunde der Gefahr seine Hauptstadt verließ, auf nichts bedacht, als seine Schätze zu retten, entfremdeten sich ihm viele Herzen und manches Auge sah hoffnungsvoll der neuaufgehenden Sonne entgegen. Hatte man doch die Verheißung, daß alle Stellen durch Landeskinder besetzt werden sollten, daß die deutsche Sprache in allen Verhandlungen beibehalten werden sollte, daß der neue Staatsrath in seiner Majorität aus Bürgerlichen bestehen und überhaupt bei der Besetzung wichtiger Aemter Talent und Verdienst ohne Rücksicht auf die Geburt den Ausschlag geben werde. Das große Zauberwort der Napoleonischen Erfolge: „La carrière ouverte aux talents“ sollte auch in dem neuen Königreich Westfalen seine Geltung finden.

Was von den „vertraulichen Weisungen“ be-

kannt wurde, die der Kaiser seinem Bruder Jérôme mit auf den Weg gab, konnte nur dienen die Hoffnungen zu stärken: Der König solle die Konstitution treu halten, denn es liege nicht nur im Interesse des Napoleonischen Ruhmes, sondern sei auch durch die allgemeine politische Lage geboten, das westfälische Volk glücklich zu machen. Er solle nicht auf die hören, die ihm sagten: an Unfreiheit gewöhnt, werde dieses Volk seine Wohlthaten nur mit Undank aufnehmen. Man sei im Lande aufgeklärter, als man ihn wolle glauben machen, und sein Thron könne sich nur auf das Vertrauen und die Liebe der Bevölkerung gründen. Was die deutschen Völker mit Ungeduld erwarteten, sei die Zugänglichkeit aller Stellen für Talente aus dem Bürgerstande, das Aufhören jeder Art von Unterthänigkeit. Die Wohlthaten des Code Napoléon, die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, die Einführung der Geschworenen würden die unterscheidenden Kennzeichen des westfälischen Staates sein; aufrichtig gesagt, sei für die Befestigung der Monarchie mehr davon zu erwarten als von allen Siegen.

Das hörte sich nun Alles sehr schön an und auch die persönliche Erscheinung des Königs in seiner Hauptstadt machte den besten Eindruck. Er

war freundlich, gutmüthig, wohlwollend, und die Pracht, mit welcher er seine Hofhaltung einrichtete und gesellige Vergnügungen jeder Art beförderte, war den meisten Bewohnern der Hauptstadt sehr willkommen. Besonders wußte er die Herzen der Damen zu gewinnen, die ihn fast alle unwiderstehlich liebenswürdig fanden.

Allein bald stellte sich heraus, daß derselbe das Vergnügen — und zwar in zügellosester Form — zu seiner Hauptbeschäftigung machte, aller ernsten Arbeit abhold war, sich mit Persönlichkeiten der anrüchigsten Art umgab und ohne Rücksicht auf das Wohl des Volks, dessen Sprache er weder verstand noch zu lernen sich bemühte, die Geschäfte gehen ließ, wie sie gehen wollten.

Ganze Schwärme von französischen Abenteurern zogen nach Kassel, um am Hofe ihr Glück zu machen; der Auswurf von Paris spielte die tonangebende Rolle in der kleinen deutschen Residenz, wo nun Alles, was nicht französisch sprach, als ungebildet und nicht zur guten Gesellschaft gehörig betrachtet wurde.

Die Deutschen waren blos gut genug dazu, das Geld herbeizuschaffen, das die Franzosen verpraßten. Nur grobe Arbeit wurde deutschen Händen anvertraut; was glänzen und gefallen sollte,

mußte französischen Ursprungs sein. Wie das Theater und Ballet französisch war, so mußten auch Köche, Zuckerbäcker, Friseurs, Schneider, Schuster, Handschuhmacher und Juweliere Franzosen sein. Alles Deutsche galt für gemein, mit Ausnahme der schönen deutschen Frauen und Mädchen, an denen die fremden Glücksritter weidlich ihre Verführungskünste versuchten.

Ein Hauch der Verderbniß wehete durch alle Kreise der Gesellschaft bis in die untersten Stände.

Auch in der Regierung spielte das deutsche Element eine sehr untergeordnete Rolle. Die Hoffnungen, welche man auf den „deutschen Tacitus" Johannes von Müller gesetzt hatte, der als Staatssekretär und Minister des Aeußern fungirte, erwiesen sich bald als völlig trügerisch. In der äußeren Politik war Müller nur das fügsame Werkzeug des Kaisers und in den inneren Angelegenheiten mußte er das Heft seinen französischen Kollegen Siméon, Beugnot, Jollivet und dem General Lagrange überlassen, dessen unglaubliche Erpressungen selbst dem Kaiser zu stark wurden, so daß er ihn abberief und durch General Morio ersetzte. Der schwache Müller fühlte sich so unbehaglich in seiner Stellung, daß er sie aufgab und dafür Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts wurde.

Das wirklich Gute, welches das neue Regiment brachte, wie Aufhebung der Grundsteuerprivilegien, der Personalfrohnden, des Gesindezwangs, Brautlaufs u. s. w., trat in den Hintergrund vor den unerschwinglichen Steuerlasten, den drückenden Einquartierungen und besonders der unter dem nichtswürdigen de la Haye in rücksichtslosester, frevelhaftester Weise geleiteten Conscription

Das Land wurde von den Fremden buchstäblich ausgepreßt, Handel und Industrie verkümmerten völlig und der Ackerbau vermochte in dieser Lage der Wohlthaten nicht froh zu werden, die das neue Regiment ihm verheißen. Als sich nun auch keine der Hoffnungen verwirklichte, die das schwergeprüfte Volk von der Einberufung der Reichsstände erwartete, als die Vertrauensmänner heimkehrten, ohne etwas Anderes mitzubringen als die Ankündigung neuer Steuern und Anleihen, da griff eine tiefe, allgemeine Verstimmung um sich, die nur deshalb nicht gleich zu offenem Ausbruch kam, weil das durch den Krieg decimirte Volk, dessen letzte wehrhafte Söhne eben für die Schlachtbank in Spanien gepreßt wurden, sich noch zu schwach fühlte, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. So fand denn der Major auf seiner Rundreise nicht blos

unter dem Volke, sondern auch unter den Edelleuten mehr Zustimmung, als er erwartet hatte; der Umschwung hatte sich unter dem Drucke von oben rasch vollzogen, und der allgemeine Unmuth schien nur noch einer günstigen Gelegenheit zum Losschlagen zu bedürfen.

Unter diesen Umständen würde der Major ganz befriedigt nach Hause zurückgekehrt sein, wenn ihm nicht Zweierlei das Herz bedrückt hätte: Erstens die vielen Bilder des Elends, die ihm in den ärmeren, jetzt ganz verarmten Landestheilen entgegentraten, und zweitens der Gedanke an Elsbeth, die einen mächtigeren Eindruck auf ihn gemacht hatte, als er sich selbst gestehen wollte, der immer mit einem gewissen Gefühl der Ueberlegenheit auf alle Männer herabgesehen, die sich von der Liebesraserei — wie er es nannte — überwältigen ließen. Er betrachtete die Frauen als einen nothwendigen, auch theilweise recht hübschen und angenehmen Zubehör der menschlichen Gesellschaft; manche hatte ihm auch wohl den Kopf verdreht und schlaflose Nächte gemacht, aber doch nur vorübergehend: seine Siege wurden ihm zu leicht gemacht und seine Jugendeindrücke vom Hofe, dessen üppiges Treiben wie ein Vorspiel zu der heillosen französischen Wirthschaft war, erschienen wenig ge-

eignet, das rechte Gefühl für Frauenwürde, wie er's von seiner Mutter her im Herzen trug, zu nähren und zu erweitern. Als dann nach dem Tode seines ersten Fürsten die rauschenden Vergnügungen am Hofe aufhörten, dachte er in den nun folgenden Jahren völliger Erstarrung aller Geselligkeit wohl ein paar Mal daran sich zu verheirathen, allein theils hielt ihn die zu entgegenkommende Aufnahme davon ab, welche er in allen Häusern fand, wo heirathsfähige Töchter waren, theils reizten die oft zudringlichen Ermahnungen seiner nächsten Verwandten, welche ihm ein ganzes Dutzend „passender Partien" zur Auswahl vorschlugen, um sein Lehngut durch einen Stammhalter zu sichern, den stolzen, hartköpfigen Mann zum Widerstande.

„Ihr führt mir" — pflegte er zu sagen — „die schönen und reichen Fräulein da vor wie Pferde, wovon ich mir eins aussuchen soll. Ich danke für solche Auswahl! Denn wenn es wahr ist, daß sie mich alle nehmen würden, so ist es auch gewiß wahr, daß keine mich so recht von Herzen liebt, und was die Hauptsache ist: ich liebe auch keine so recht von Herzen, obgleich sie mir sonst alle ganz gut gefallen. Die rechte Liebe muß von selbst kommen, und wenn sie nicht kommt, möcht' ich mich

auch mit dem schönsten und reichsten Fräulein nicht für das ganze Leben binden." —

So waren ihm die besten Jahre vergangen, ohne daß er etwas von der „rechten Liebe" verspürt hätte, und jetzt, da er schon im Herbst des Lebens stand, entzündeten Elsbeth's blaue Augen plötzlich eine Leidenschaft in ihm, die sein ganzes Herz gefangen nahm. Umsonst wehrte er sich dagegen mit aller Manneskraft; umsonst suchte er mit allen Verstandesgründen das thörichte Herz zu bekämpfen: Elsbeth's Bild umschwebte ihn überall, machte ihn zerstreut in Gesellschaft, beschäftigte ihn, wenn er allein war, verfolgte ihn bis in seine Träume. Sein Herz, das früher nur Funken gesprüht, schlug jetzt in gewaltiger Flamme empor; er fühlte sich rüstig wie ein Jüngling und mußte sich selbst an seine Jahre erinnern, um sich zu überzeugen, daß er längst kein Jüngling mehr sei. Doch so leicht wollte er den Kampf gegen seine verspäteten Gefühle nicht aufgeben. Er nahm sich vor, Elsbeth bei der Heimkehr nur im Vorübergehen zu begrüßen und sich dann eine Zeitlang abzuschließen, wie er schon so oft gethan, oder eine größere Reise in die Ferne zu unternehmen.

Achtes Kapitel.

Heimkehr über das Pfarrhaus. — Der Major wird in allem Ernst ein Verschwörer.

Die Falkenburg lag so steil, daß sie mit dem Wagen gar nicht und zu Pferde nur mühsam zu erreichen war. Der letzte Theil des Weges wurde daher gewöhnlich zu Fuß zurückgelegt. Die Stallungen und Wagenschuppen lagen tiefer unten auf einem Plateau bei der Meierei, und nicht weit davon stand, von Bäumen und einem wohlgeflegten Garten umgeben, das behäbige, vor Alter schon etwas schiefgezogene Pfarrhaus. Auf der Sonnenseite, welche ganz mit Reben umrankt war, obgleich die Trauben nur selten zu schmackhafter Reife gediehen, hatte sich die Mauer schon so bedenklich ausgebaucht, daß die kleinen Fenster oben ihre gerade Richtung ganz verloren hatten und

nach unten dem Zuge der Balken und Zwischenmauern gefolgt waren.

Der Major fuhr diesmal nicht durch das Dorf zur Meierei hinauf, sondern stieg schon im Walde aus, um, wie er sagte, den müden Pferden die Last auf der steilansteigenden Straße zu erleichtern und selbst einen näheren Fußpfad einzuschlagen. Sein Hauptgrund aber war das Bedürfniß, noch ein wenig allein zu sein und dann möglichst unbemerkt in das Pfarrhaus zu gelangen. Mit solcher Befangenheit wie diesmal war er noch nie in die Burg seiner Väter zurückgekehrt; er war nicht im Stande sich klare Rechenschaft zu geben von den widerstreitenden Gefühlen, die sein Herz bestürmten und es immer lauter pochen machten, je näher er dem friedlichen Pfarrhause kam. Wäre er gründlich überzeugt gewesen, daß Elsbeth ihn ebenso liebe wie er sie, so würde er sich rasch über alle Rücksichten und Bedenken hinweggesetzt und sie als seine Frau heimgeführt haben. Aber wie sollte er zu solcher Ueberzeugung gelangen? Ihre Augen hatten ihm freilich an dem Abend, als sie mit ihren Eltern bei ihm war, entgegengeleuchtet voll reinster Begeisterung und Sympathie, aber, sagte er sich, das galt mehr der Sache, die ich verfocht, als mir!

Unter solchen Gedanken war er auf dem Plateau angekommen und bemerkte zu seiner Freude auf den ersten Blick über die grüne Hecke hinweg Elsbeth im Garten.

Bei näherem Hinzutreten sah er sie beschäftigt, mit einer kleinen Hacke das Unkraut zwischen den mit großer Sorgfalt von ihr gepflegten Blumenbeeten zu entfernen, während die jüngeren Geschwister unter ihrer Aufsicht mit kleinen Rechen hantirten, um den großen Weg, der vom Hinterhause in eine Jasminlaube führte, zu säubern, wo Elsbeth schon vorgearbeitet hatte.

Sie bemerkte den Major bald und kam ihm mit einer so herzlichen und doch ehrerbietigen Unbefangenheit entgegen, daß er selbst sofort die seine wiedergewann. So leicht hatte er sich diese Begegnung nicht gedacht.

„Ich kann Sie nicht einmal in's Haus führen, gnädiger Herr," sagte sie nach den ersten Begrüßungen: „der Sonnabend-Nachmittag ist immer eine schlimme Zeit für uns; der Vater schließt sich in sein Zimmer ein, um seine Predigt auszuarbeiten, und in den andern Zimmern wird gescheuert und gefegt für den Sonntag: da ist es denn ein wahres Glück, wenn man im Freien sein kann mit den Kindern, um auch den Garten

fein säuberlich für den Sonntag herzurichten. Wollen Sie nicht einen Augenblick in die Laube treten, um auszuruhen?"

Freudig folgte der Major der Einladung. Ein stiller Zauber überkam ihn in Elsbeth's Nähe, die ihm jetzt in ihrem häuslichen Walten noch besser gefiel als in ihrer patriotischen Aufregung, durch welche sie doch zuerst sein Herz gewonnen hatte. Wo habe ich nur meine Augen gehabt, dachte er, daß ich früher dieses herrliche Geschöpf so wenig beachtete!

„Arbeitet nur munter fort," rief sie den Kindern zu, ihre Hacke an einen großen Rosenstrauch lehnend, „ich sehe von der Laube aus Alles!"

Der Major reichte den Kindern freundlich die Hand, streichelte ihnen die Wangen und sagte: „Das ist schön, daß Ihr auch schon so fleißig seid; wenn ich wiederkomme, bringe ich Euch was Schönes mit."

Und dann folgte er Elsbeth, die sich die Locken aus dem frischen und doch feinen Gesichte strich und ihm in ihrer einfachen Kleidung so anmuthig vorkam wie nie zuvor die eleganteste Dame mit Reifrock und Thurmfrisur.

„Ach Gott, da hätt' ich bald vergessen Ihnen zu sagen, gnädiger Herr," hub Elsbeth wieder an,

als die Beiden in der Laube Platz genommen hatten, „daß heute Nachmittag, ja ganz vor kurzem, zwei Herren im Schlosse waren, die sehr bedauerten Sie nicht zu treffen. Es schien, wie uns der Verwalter sagte, auf einen längeren Besuch abgesehen zu sein, nach dem Gepäck zu schließen, das sie mitgebracht hatten."

„Wie lange sind sie fort?" fragte der Major.

„Das kann nicht viel länger als eine halbe Stunde her sein."

„Dann werden sie meinem Wagen begegnen und hoffentlich wiederkommen."

„Sind der gnädige Herr nicht durch's Dorf gekommen?"

„Nein, ich bin unten im Eschenwalde ausgestiegen und habe den Richtweg eingeschlagen. Elsbeth, liebe Elsbeth," fuhr er, ihre Hand ergreifend, fort, „wollen Sie mir einen Gefallen thun?"

„Ei, gewiß, zwei für einen!" erwiederte sie, ihm mit treuherziger Neugier in die Augen sehend.

„Nun, dann nennen Sie mich künftig nicht mehr „gnädiger Herr"; es klingt mir so seltsam fremdartig aus Ihrem Munde."

„Aber wie soll ich Sie denn nennen?"

„Nennen Sie mich . . . nennen Sie mich meinetwegen „Herr Major".

„Sehr gerne," sagte sie allerliebst lachend, „das klingt auch männlicher: es giebt manche „gnädige Herren", die aussehen wie Schlafmützen. Aber, Herr Major, nun habe ich auch eine Bitte an Sie."

„Und welche?"

„Daß Sie mich künftig nicht mehr Sie, sondern Du nennen, wie ich's von Kindheit auf von Ihnen gewohnt gewesen bin."

„Sehr gerne, meine liebe Elsbeth," sagte er, ihre Hand drückend, die sie ihm nicht entzog.

„Es hat mir immer so fremdartig geklungen, von Ihnen „Sie" angeredet zu werden," hub sie wieder an, „ich habe mich gar nicht daran gewöhnen können."

„Nun, dann will ich künftig immer „Du" sagen zu Dir, das geht mir auch viel leichter von den Lippen."

Es war ihm bei dieser harmlosen Plauderei so wohlig zu Muthe, wie noch nie. Er dachte nicht daran aufzustehen und fing an, Elsbeth von seiner Reise zu erzählen, immer ihre Hand in der seinen haltend. Sie hörte aufmerksam zu, und die Beiden hätten wohl noch lange in der Laube

gesessen, wenn nicht plötzlich der Wagen des Majors bei der Meierei angelangt wäre, und wie dieser vermuthet hatte, saßen die beiden Fremden darin, in welchen er bald ein paar Kameraden aus seiner Dienstzeit erkannte.

Der Major verabschiedete sich von Elsbeth mit einem herzlichen Händedruck „auf baldiges Wiedersehn", und küßte, bevor er den Garten verließ, die noch immer mit ihren Rechen beschäftigten Kinder, was Elsbeth einigermaßen auffiel, da er sich früher nie so zärtlich gezeigt hatte.

Doch dachte sie nicht weiter darüber nach, sondern ging wieder an ihre Arbeit, um den Garten gründlich von Unkraut zu säubern, zumal doch die Möglichkeit nahe lag, daß der Major mit seinen beiden Gästen am Sonntag nach dem Gottesdienst vorsprechen könne.

Der Major stieg mit seinen, ihm sehr willkommenen Gästen, Wolf v. G. und Hans v. B., die Falkenburg hinauf, wo bald ein schmackhaftes Mahl bereitet war, das die Drei bis in die Nacht hinein bei gutem alten Rheinwein und lebhaftem Gespräch vereinte. Die Unterhaltung drehete sich blos um die brennenden Fragen des Tages: das verhaßte Franzosenjoch und die Mittel es loszuwerden.

Die beiden Herren waren in der Hauptstadt bei den Reichsständen gewesen, in ihrer Stellung als Vertreter des Adels auch mit dem Hofe in vielfache Berührung gekommen, hatten sich aber alsbald nach dem Schluß der parlamentarischen Komödie — wo Jeder, der vor oder hinter den Kulissen ein männliches offenes Wort zur Abhülfe der Landesnoth zu sprechen wagte, als Hochverräther betrachtet wurde — angewidert von dem schamlosen Treiben der herrschenden Kreise, auf ihre Güter zurückgezogen, um in der Stille mit Gleichgesinnten, deren sich jetzt schon auf dem Lande viele fanden, zu berathen, wie dem Uebel am wirksamsten zu steuern sei. Sie ließen sich in einen Geheimbund aufnehmen, dessen Fäden einen großen Theil entschlossener Patrioten in ganz Deutschland verbanden, von Königsberg nach Schlesien, von da nach Oesterreich und durch die sächsischen, fränkischen, westfälischen Gebiete liefen und zu dessen Eingeweihten selbst hochgestellte Männer aus der Umgebung des Königs gehörten. Von dem Bestehen des Geheimbundes hatte der König Kunde, allein über die Organisation und die Mitglieder tappte er völlig im Dunkeln, da sich unter den Eingeweihten noch kein Verräther gefunden. Nun hatte vor kurzem der Major seinem Vetter in der

Hauptstadt, der ihn vor den Gefahren des Beitritts eindringlich gewarnt, sein Ehrenwort gegeben, daß er nicht zu dem Geheimbunde gehöre, und der Vetter, welcher wußte, daß er auf das Ehrenwort des Majors bauen konnte, hatte dem Könige, dessen volles Vertrauen er genoß, die Sache mitgetheilt, der ihm zur Antwort gab: „Ich glaube gern, daß Ihr Vetter kein heimlicher Verschwörer ist, denn sonst würde er vorsichtiger gehandelt haben als er gethan."

Diese Aeußerung wurde bekannt und veranlaßte die Verschworenen gerade den Major zu einer größeren vertraulichen Sendung zu benutzen, deren Inhalt und Zweck ihm auseinanderzusetzen, der Grund des Besuchs der beiden obenerwähnten Herren war, die den feuerköpfigen Patrioten leicht bewogen dem Bunde beizutreten und die gefährliche Sendung zu übernehmen. Sie banden ihm auf die Seele, fortan vorsichtiger in seinen Aeußerungen zu sein, da es sich nicht mehr darum handle, schwankende Gemüther durch Ueberredung zu gewinnen, sondern innerhalb des Bundes zweckmäßige Vorbereitungen zu einem entscheidenden Schlage zu treffen.

Der Major traf gleich am folgenden Tage die Vorkehrungen zu einer längeren Reise und war

so erfüllt von seiner Aufgabe, daß selbst der Gedanke an Elsbeth dahinter zurücktrat. Doch lud er sie am Sonntag noch mit ihren Eltern zu Tisch ein und freute sich herzlich zu sehen, daß sie auch auf seine beiden Freunde einen überaus günstigen Eindruck machte. Er vermied es absichtlich, unter vier Augen von ihr Abschied zu nehmen, um sich nicht unversehens von seinen Gefühlen hinreißen zu lassen, welche seit der Heimkehr wohl gesänftigt waren, aber an Kraft keineswegs verloren hatten. So freute er sich denn seines Sieges über sich selbst, als er am Montag mit seinen Freunden wirklich abreiste, ohne Elsbeth noch einmal gesehen zu haben.

Neuntes Kapitel.

Der Major wieder auf Reisen, als Sendbote des Geheimbunds. — Der Aufstand in Hessen und sein klägliches Ende.

Sein erstes Reiseziel führte den Major auf Umwegen nach Böhmen zum Kurfürsten. Er sollte sich überzeugen, ob der angestammte Landesherr dem vorbereiteten Aufstande die Weihe seiner Zustimmung geben und die Führer mit Geld, dessen sie sehr bedurften, unterstützen wolle. Man bat nur um das für den großen Zweck sehr kleine Opfer von dreißigtausend Thalern.

Die Zustimmung wurde gegeben, aber das Geld sollte erst nach dem Gelingen des Aufstandes, wenn der Kurfürst wieder sicher auf seinem Throne säße, ausgezahlt werden.

Indessen wußte man nicht, woher die nöthigen Geldmittel zu beschaffen, und der jüngere Herr v. Dörnberg, der Bruder des Hauptführers der

hessischen Patrioten, reiste nach Böhmen, um dem Kurfürsten dringende Vorstellungen zu machen, ohne jedoch mehr zu erreichen als der Major, der nun durch seine eigene Opferwilligkeit auch die Uebrigen zu den äußersten Anstrengungen ihrer beschränkten Mittel trieb.

Die Weltlage zeigte sich einem baldigen Losschlagen günstig. Napoleon war mit dem Kern seiner Armee jenseits der Pyrenäen beschäftigt; Frankreich schien erschöpft von den gewaltigen Anstrengungen der letzten Jahre, während Oesterreich unter Stadion zu neuem Leben erwachte und mit Aufgebot aller Volkskräfte der Vorkämpfer der Befreiung Deutschlands zu werden versprach.

Das Volk im deutschen Norden war durch sein Naturell nicht dazu angethan, sich in Ausbrüchen südländischer Leidenschaft und Rachelust zu ergehen; aber der Haß gegen die Fremdherrschaft wurzelte darum nicht minder tief. Die nordische Verschlossenheit hielt den Spähern fern, was die Gemüther bewegte: während man in emsiger Sorge nur dem Geschäft und der Familie zu leben schien, bereitete man sich heimlich zum Entscheidungskampfe vor.

Der Major kam, der besten Hoffnungen voll, erst spät im Winter nach der Falkenburg zurück, die jetzt zum Hauptsammelplatz der Eingeweihten

wurde. Unter steten Geschäften und Aufregungen verging die Zeit und Alles war so vorbereitet, daß man das nächste Osterfest schon in einem freien Deutschland zu feiern hoffte.

Doch die sprichwörtliche Langsamkeit der österreichischen Strategie und Taktik machte alle Berechnungen zu Schanden. Die lange vorbereitete Erhebung in Tyrol kam erst im April zum Ausbruch und die Freude über die glorreichen Erfolge des Heldenvolks wurde getrübt durch die fast gleichzeitige Niederlage, welche die österreichische Hauptarmee in ihren fünftägigen Kämpfen gegen die Franzosen an der Donau erlitt. Der Erzherzog, welcher durch rasches Vorgehen mit seiner überlegenen Macht der ganzen Franzosenherrschaft in Deutschland hätte ein Ende machen können, wartete ab, bis Napoleon von Spanien über Paris herbeieilte, um in Ermangelung anderer Truppen Bayern und Würtemberger gegen die Oesterreicher zu führen und deren zersplitterte Corps einzeln zu schlagen.

Im Vertrauen auf die numerisch so große Ueberlegenheit der österreichischen Heeresmacht hatte, bevor noch die Operationen an der Donau begannen, ein ehemaliger preußischer Officier, Friedrich Karl von Katt, von der Altmark aus einen

kühnen, aber unglücklichen Versuch gemacht, Magdeburg zu überrumpeln. Hiemit hing der hessische Aufstand, auch in seinen Folgen, auf das Engste zusammen. Dem Obersten von Dörnberg, einem geborenen Hessen und kriegserfahrenen Manne, war die Führung anvertraut. Dörnberg hatte, nachdem er in Diensten des Landgrafen, zugleich mit Eberhard von der Falkenburg, den ersten Revolutionskrieg mitgemacht, in Preußen Dienste genommen und war mit Blücher's Corps zu Lübeck gefangen worden. Nach seiner Freilassung in die Heimat zurückgekehrt, fand er, daß die im Lande zerstreuten althessischen Soldaten noch mit rührender Treue an dem Geschlecht Philipp's des Großmüthigen hingen, und richtete sein ganzes Bestreben darauf, das Land von der Fremdherrschaft zu befreien. Im December 1807 ernannte ihn der König von Westfalen zum Bataillonschef der Gardegrenadiere, die er organisiren sollte, was ihn jedoch nicht abhielt, seine patriotischen Pläne — wenn auch unter schweren innern Conflicten — eifrig zu verfolgen. Im folgenden Jahre wurde er zum Oberst der Chasseurs carabiniers ernannt. Unter seinen Officieren waren Bothmer und Gröben mit ihm im geheimen Einverständniß. Vom Stift Homberg aus, wo die energische Schwester des Mi-

nisters von Stein und die Aebtissin von Gilsa zum Geheimbunde gehörten, wurden lebhafte Verbindungen mit Dörnberg, sowie mit den früheren kurfürstlichen Ministern Schmerfeld und Witzleben, dem Oberforstmeister von Wintzingerode und vielen andern ehemaligen Beamten und Officieren unterhalten. Auch eine Anzahl Bürgermeister auf dem Lande waren für den Aufstand gewonnen, der am 22. April 1809 in's Werk gesetzt werden sollte, aber — abgesehen von andern Gründen — dadurch mißglückte, daß er schon einen Tag früher verrathen wurde (durch den Lieutenant v. Gayl) und zum Ausbruch kam, bevor Dörnberg in Homberg eingetroffen war, wo sich etwa achttausend Mann unter dem Rufe: „Es lebe der Kurfürst! Es leben die Deutschen! Zum Teufel mit den Franzosen!“ versammelt hatten. Vergebens versuchte der Major von der Falkenburg mit einigen Officieren Ordnung in die buntzusammengewürfelte Masse zu bringen, die sich eben zum Aufbruch rüstete, als Dörnberg herbeigesprengt kam und in der Eile aus den Förstern, Jägern und alten Soldaten, den einzigen, die gut bewaffnet waren, ein Vordertreffen bildete. Während er noch damit beschäftigt war, traf die Nachricht ein, daß auf der Melsunger Straße Kürassiere anrückten. Dörnberg ging ihnen

entgegen, um sie für den Aufstand zu gewinnen, erreichte jedoch nichts, als daß ihr Führer, der Oberst von Marschall, neutral zu bleiben versprach.

So setzten sich denn die Aufständischen in Bewegung nach Kassel und gelangten am Morgen des 23. April bis zu der sogenannten Knallhütte, die ein paar Stunden vor der Stadt liegt und mit Gardejägern, Reiterei und Artillerie besetzt war.

Dörnberg kommandirte zum Angriff, worauf sogleich eine Kartätschensalve von der Knallhütte her ganze Reihen der Aufständischen niederriß, während die rasch nachdrängende Kavallerie den übrigen Schwarm in wilder Flucht zersprengte. Kaum gelang es noch Dörnberg selbst nach Homberg zu entkommen und sich von dort unter mancherlei Fährlichkeiten nach Böhmen zu retten.

Eine zweite Schaar der Aufständischen, die sich von der andern Seite der Stadt näherte, wurde ebenso rasch zersprengt und desgleichen eine dritte Bewegung, welche sich von Oberhessen aus gegen Marburg richtete, durch die bei Frankfurt lagernden französischen Truppen unterdrückt.

Der Major hatte bei der Knallhütte das Vordertreffen geführt und suchte nach dem mörderischen Kartätschenfeuer seine Leute wieder zu sam-

meln, um die Kanonen im Sturm zu nehmen, allein beim Anblick der hingeschmetterten Glieder war ein panischer Schrecken in den Schwarm gefahren, der die Meisten in wildester Flucht auseinander trieb. Nur vierzig oder fünfzig Förster und Jäger drängten sich um den Major, um ihn vor der heranstürmenden Kavallerie zu decken, die, von einem wohlgezielten Gewehrfeuer empfangen, es für besser hielt, den großen Schwarm der Flüchtigen zu verfolgen, als sich in einen langen Kampf mit dem kleinen Häuflein einzulassen, das, bei hartnäckigem Widerstande, bald auf die Hälfte zusammengeschmolzen war. Der Major selbst hatte drei Säbelhiebe erhalten, während sein alter Förster, der nicht von seiner Seite wich, unverwundet blieb.

Es gelang ihnen sich in das nahe Gehölz zu retten, wo der Förster sein Hemd auszog, um die zum Glück nicht gefährlichen Wunden des Majors zu verbinden, der außer sich war, daß die Erhebung ein so klägliches Ende genommen hatte.

Sie schleppten sich dann weiter bis zum nächsten Försterhause, das zum Gute der Schwester des Majors gehörte. Hier fand er in sicherer Verborgenheit Pflege und Obdach; doch durfte, auf seinen ausdrücklichen Wunsch, der Schwester nichts von seinem Aufenthalte verrathen werden;

es war vorauszusehen, daß man über kurz oder lang bei der ganzen Verwandtschaft nach ihm suchen werde, und er wollte seine Schwester nicht in Ungelegenheit bringen.

Der treue Förster aber mußte noch in derselben Nacht auf die Falkenburg zurückkehren, um von dem Stande der Dinge dort baldmöglichst Kunde selbst zu bringen oder auf sicherem Wege zu schicken.

Eine Menge Umstände hatten zusammengewirkt, das Gelingen des Aufstandes zu vereiteln. Dörnberg's Plan war im Zusammenhang mit andern Aufstandsplänen entworfen worden, deren Mißglücken ihm den festen Boden unter den Füßen raubte. Während Katt und Hirschfeld gegen Magdeburg zogen, Schill von Berlin aufbrach, wollte Dörnberg durch seine Jäger den König Jérôme bei Nacht überfallen und sammt den französischen Generalen gefangen nach dem Castell bringen. Der Anschlag wäre gelungen, wenn der König nicht Kunde davon erhalten und sich durch unerwartete Mäßigung, Festigkeit und Würde viele Feinde nicht zu Freunden gemacht hätte. Die Officiere der Garden und des ersten Kürassierregiments waren nämlich im Einverständniß mit Dörnberg gewesen, aber sofort von ihm abgefallen, als

der König sie kommen ließ und ihnen sagte: „Ich entbinde Sie Ihres Eides der Treue gegen mich, meine Herren, wenn Sie es vorziehen gegen mich, statt für mich zu kämpfen.“

Diese Worte brachten dem Könige mehr Vortheil, als eine gewonnene Schlacht: kein Officier wagte in das Lager der Aufständischen überzugehen, deren Unternehmen dadurch der Boden und die Spitze genommen war, denn die Mannschaft stand zu den Officieren.

Aehnliche Klugheit und Milde wie vor dem Aufstande zeigte der König auch nachher. Den mit den Waffen in der Hand Gefangenen freilich wurde kein Pardon gegeben, und der Herd des Aufstands, das Stift Homberg wurde eingezogen, die Stiftsdamen ihrer Pfründen beraubt. Aber allen geflüchteten Theilnehmern, die binnen acht Tagen friedlich in ihre Heimat zurückgekehrt seien, wurde Amnestie versprochen, wovon nur die Führer, die Beamten und Soldaten ausgeschlossen blieben. Ihnen wurde mit Todesstrafe gedroht, ihr Vermögen confiscirt, auf ihre Auslieferung ein Preis gesetzt.

Zehntes Kapitel.

Der Major als zum Tode verurtheilter Flüchtling.

Unter den zum Tode Verurtheilten befand sich in erster Linie der Major von der Falkenburg; doch wurden die betreffenden Bekanntmachungen erst später, fast eine Woche nach dem Aufstande, erlassen, während schon am 24. April ein Aufruf an das Volk erschien, in welchem den Anstiftern der Empörung mit Strenge gedroht, den Verführten aber Verzeihung angekündigt wurde.

Es lag der Regierung in ihrem eigenen Interesse daran das Volk zu beruhigen; sie konnte nicht achttausend Menschen einkerkern oder todtschießen lassen und es blieb ihr daher nichts übrig, als sich an die Führer und übergetretenen Soldaten zu halten und zunächst an die, welche sie schon gefangen hielt, denn die andern waren ent-

weder im Kampfe gefallen, oder über die Grenze geflüchtet.

Der Aufruf war deshalb hauptsächlich auf Diejenigen berechnet, die nach demselben keine Strafe mehr zu befürchten hatten und denen man Zeit lassen wollte sich in ihren Dörfern wieder einzufinden, als ob nichts geschehen wäre.

Die Regierung war zufrieden den Aufstand so rasch niedergeschlagen zu haben und hielt es für klug sich mit den weitern Verfolgungen nicht zu übereilen. Das Volk sollte erst wieder in Sicherheit eingewiegt werden.

So geschah es denn, daß der Förster auf der Falkenburg Alles vorfand wie er es verlassen hatte, bis auf die traurigen Gesichter die ihm entgegentraten, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, der Major sei schwer verwundet in die Hände der Franzosen gefallen. Der Förster suchte die Leute zu beruhigen, ohne jedoch den Aufenthalt des Majors zu verrathen. Am meisten Betrübniß herrschte in der Pfarrersfamilie; besonders war Elsbeth ganz trostlos nichts Näheres über den Major erfahren zu können. Der Pfarrer hatte das Mißlingen einer Volkserhebung der kriegserfahrenen Truppenmacht gegenüber immer vorausgesagt und fühlte nun trotz aller Beküm-

merniß eine gewisse Genugthuung, daß seine Prophezeihung in Erfüllung gegangen.

Elsbeth beschwor den Förster, ihr zu sagen ob der Major noch lebe, und wenn dies der Fall sei, sie zu ihm zu führen, damit sie den Verwundeten pflegen könne. Er versicherte ihr, daß sein Herr außer Gefahr und in guter Pflege sei, doch dürfe er seinen Aufenthalt nicht verrathen.

Schon am folgenden Tage kehrte der Förster auf heimlichen Wegen zu seinem Herrn zurück, der auf die erhaltenen Nachrichten hin sich kurz entschloß, selbst nach der Falkenburg aufzubrechen. Er wollte die voraussichtlich nicht lange Ruhe vor dem Gewitter benutzen, um sein Haus zu bestellen; auch verlangte es ihn, Elsbeth wiederzusehen. Obgleich noch sehr schwach durch den erlittenen Blutverlust, ließ er sich nicht abhalten, noch in der Nacht den Heimweg zur Burg seiner Väter anzutreten, die er denn auch, unterstützt von dem treuen Förster, nach wenigen Stunden glücklich und unbemerkt erreichte. Seine nächste Sorge war nun, alle wichtigen Papiere, sowie alle leicht fortzuschaffenden Familienandenken und Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen. Dazu wurde vorläufig der am Fuße der Burg liegende und mit dieser durch einen geheimen Gang verbundene, ehemalige

Zwinger bestimmt, der, zwischen Felsen eingeklemmt, von außen ganz verfallen aussah und einen nähern Zusammenhang mit der durch eine später gezogene Mauer davon getrennten Burg sowenig vermuthen ließ, wie einen durch hohes Gesträuch verdeckten unterirdischen Ausgang nach dem Walde zu. Aus den Fugen des zerbröckelten Zwingergemäuers sproßte ebenfalls soviel Grün hervor, daß das Ganze fast aussah, wie eine bewachsene Felswand. Der unterirdische Gang aus dem Zwinger in's Freie war, nach der Sage, von den letzten Gefangenen ausgehöhlt worden, die auf diese Weise ihre Freiheit gefunden; den Gang von der Burg in den Zwinger dagegen hatte der Major erst im letzten Jahre selbst herstellen lassen, um für alle Fälle einen Entschlüpfungsweg zu haben, und jetzt traf er noch eine Vorrichtung der Art, daß bei etwaiger Entdeckung des geheimen Ausgangs von der Burg uneingeweihete Verfolger in Fußangeln sich fangen mußten.

Seine liebsten und werthvollsten Bücher ließ der Major in das Pfarrhaus schaffen und auf den Rath des Försters auch allen Wein, der irgend im Keller des Pfarrers untergebracht werden konnte. Den Schmuck seiner Mutter und sonstige Pretiosen, an welche sich besonders liebe Erin-

nerungen knüpften, hatte er in einer Schatulle von Ebenholz verwahrt, welche mit dem Nachlaß seines Vaters vor Jahren glücklich von Amerika wieder in die Heimat gelangt war. Er setzte eine Urkunde auf, kraft welcher er diese Schatulle mit ihrem Inhalt, sammt allen im Zwinger untergebrachten Sachen, wovon ein genaues Verzeichniß angefertigt war, an Elsbeth vermachte. Er dachte eben darüber nach, wie es wohl am passendsten einzurichten wäre sie noch einmal allein zu sprechen, als die Thür sich öffnete und Elsbeth ganz bleich hereinstürzte, vor dem überraschten Major, bevor er noch Zeit gefunden sich von seinem Lehnstuhl zu erheben, niederkniete, seine Hand küßte und flehend zu ihm aufblickend rief: „Um Gottes Willen, retten Sie sich, Herr Major, Sie sind zum Tode verurtheilt! Da, lesen Sie selbst!" Und sie überreichte ihm ein zerknittertes Zeitungsblatt, welches sie in der Hand hielt, die neueste Nummer des westfälischen Moniteurs, in welcher die schon früher erwähnte Bekanntmachung stand, die allen zum Aufstand Verführten Amnestie versprach, über die Anstifter und Führer aber Todesstrafe und Verlust ihrer Güter verhängte.

„Ich habe nichts Anderes erwartet," sagte der Major, als er die Bekanntmachung rasch durchflogen

hatte, und die Bewegung, welche ich in diesem Augenblick empfinde, entspringt nicht jähem Schrecken über mein Schicksal, sondern inniger Freude über die Theilnahme die Sie mir gerade jetzt liebreich entgegenbringen, wo ich ein armer, geächteter und für die Welt todter Mann bin."

„Und doch reden Sie mich wieder so fremd an, mit „Sie"!

„Verzeih' mir, liebe Elsbeth, dieses Sie war ein unwillkürlicher Ausdruck meiner Verehrung für Dich! Wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre, so würde ich vor Dir niederknieen und Dir gestehen, daß ich Dich liebe mit aller Glut einer ersten Liebe; jetzt darf ich Dir nur sagen, daß Du mir das theuerste Geschöpf auf der Welt bist und daß ich zu Dir eine Liebe und ein Vertrauen habe, wie nur ein Vater zu seinem Kinde."

Sie sah ihn mit großen Augen forschend an; seine Blicke begegneten fest den ihrigen, obgleich ihm war, als sei ein großes Stück Himmel vor ihm aufgethan.

„Gott segne Dich, mein Kind," sagte er, seine Rechte auf ihr Haupt legend, und mache Dich so glücklich wie Du es verdienst zu sein!" Dann faßte er mit beiden Händen ihre Wangen und drückte ihr einen väterlichen Kuß auf die Stirn.

Sie war so erregt, daß sie kein Wort hervorzubringen vermochte; sie umschlang ihn mit beiden Armen und ein inniger Kuß sagte ihm mehr als Worte sagen konnten.

Das Erste was sie hervorbrachte, war wieder eine dringende Mahnung, an seine Rettung zu denken.

„Was dafür geschehen konnte, ist geschehen," sagte er. „Ich habe mit dem Leben abgeschlossen, bin aber nicht gewillt dem Schicksal vorzugreifen und mich selbst den Händen meiner Feinde zu überliefern. Auf allen Zugängen zur Burg habe ich Wachen aufstellen lassen, um von einem Ueberfalle zeitig in Kenntniß gesetzt zu werden, und selbst wenn es meinen Häschern gelingen sollte, die Burg zu überrumpeln, ist dafür gesorgt, daß ich noch im letzten Augenblicke unbemerkt entkommen kann."

„Aber was dann?" fragte Elsbeth besorgt.

„Wenn ich erst glücklich im Freien bin, muß ich Gott das Weitere anheimstellen. Ein Fluchtversuch über die Grenze konnte nur am ersten Tage gelingen und wird erst später wieder möglich werden, da jetzt überall scharfe Wacht gehalten wird. Ich muß also suchen, mich hier in der Nähe zu verbergen, wo man mich am wenigsten vermuthen wird, und zwar an einem Orte, von dem vorläufig

Niemand wissen darf als Du, selbst Deine Eltern und der Förster nicht, damit sie nicht zu einem falschen Eide gezwungen werden, wenn sie schwören müssen, daß sie nicht wissen, wo ich mich versteckt halte. Ich überlasse es Deiner eigenen Klugheit, den rechten Augenblick abzuwarten, dem treuen Förster das Geheimniß anzuvertrauen.

„Und wohin gedenken Sie zu gehen?"

„Nach der Tarnhöhle, mein Kind. Hast Du je davon gehört?" fragte er, als er bemerkte, daß Elsbeth bei dem Worte zurückbebte.

„Ja; ich bin mit meinem Vater einmal dort gewesen, es mag jetzt sechs oder sieben Jahre her sein. Er hatte mir von einem Einsiedler erzählt, der vor Jahrhunderten dort gehaust haben soll, und ich war neugierig die Höhle mit eigenen Augen zu sehen, allein der Eindruck, den ich davon behielt, verlockte mich nicht sie zum zweiten Male zu besuchen, obwohl mir der Weg dahin lebendig im Gedächtniß blieb."

„Was machte Dir denn dort einen so grausigen Eindruck?"

„Der unheimliche Weg zur Höhle, die schmale, lange Felsenspalte hindurch, fast mehr noch als die Höhle selbst, in der wir Schutz suchen mußten vor einem Gewitter, von dessen Zusammenziehen wir

im dichten Walde nichts bemerkt hatten. Als wir nun zu der schwarzen Felsenspalte gelangten, hingen die Wolken so dicht und schwer darüber, daß wir jeden Augenblick den Ausbruch des Gewitters erwarten mußten. Dabei war es so dumpf und schwül, daß ich glaubte, ich müßte ersticken. Wohin das Auge fiel, überall schwarz und unheimlich: über uns die schwarzen Wolken, hinter uns der schwarze Wald, neben und vor uns die schwarzen Felswände. Plötzlich schossen die ersten Blitze hernieder und der Donner rollte, lang nachhallend, mit so furchtbarer Gewalt über und zwischen den Felswänden hin, daß sie förmlich zu zittern schienen und ich mich der Furcht nicht erwehren konnte, sie würden über unsern Häuptern zusammenbrechen. Als wir die Höhle erreichten, war das Schlimmste vorüber und wir waren froh, uns wenigstens vor dem Hagelschauer bergen zu können, der jetzt aus den Wolken prasselte und auf ein Kurzes den Boden schneeweiß färbte. Aber ich dachte, es müsse doch schrecklich sein an solchem Orte zu wohnen und bedauerte von Herzen den armen Einsiedler, der dort ein langes Leben zugebracht haben soll."

„Deine kindliche und lebhafte Phantasie hat Dir damals Alles größer und grausiger ausgemalt als es in Wirklichkeit ist," bemerkte der Major lächelnd.

„Ich habe schon manchen Tag einsam in der Tarnhöhle zugebracht und mich ganz behaglich dabei gefühlt. Die völlige Abgeschiedenheit von den Menschen hat zu Zeiten auch ihre Reize. Und jedenfalls bietet die Tarnhöhle mir jetzt den Vortheil, daß so leicht Niemand auf den Gedanken kommen wird, mich dort zu suchen. Man muß das Gerücht ausstreuen, ich sei über die Grenze entkommen. Im Dorfe weiß bis jetzt Niemand, daß ich hier oben bin, und ich baue auf Deine und Deiner Eltern Verschwiegenheit; auch auf meine Dienstleute glaube ich mich verlassen zu können."

„Gewiß; aber wie wollen Sie leben in der Tarnhöhle, wenn Sie gezwungen werden dort Obdach zu suchen?"

„Zunächst von dem was ich in meiner Jagdtasche mitnehme. Ich habe übrigens auch weiter gesorgt und den Förster beauftragt, Lebensmittel nach der Jagdhütte schaffen zu lassen, die kaum eine Viertelstunde von der Tarnhöhle entfernt liegt. Desgleichen ist heute Morgen schon der Hirtenjunge mit drei Kühen nach der Jagdhütte aufgebrochen, um dort weitere Befehle zu erwarten. Es sollen auch Enten, Gänse und Hühner hingeschafft werden und Deine Eltern würden wohlthun, ihren Viehstand und Hühnerhof durch den meinigen zu vermehren,

soweit es der Raum irgend gestattet. Ich sehe nicht ein warum wir den Franzosen Alles überlassen sollen, es wird ihnen doch noch genug bleiben. Besonders aber liegt es mir am Herzen, daß Du diese Schatulle gut aufbewahrst, die ich gleich in Euer Haus schicken werde. Das Weitere besagt dies Papier, welches ich nur Dir selbst anvertrauen darf. Du kannst es zu Hause lesen. Und nun, liebe Else, leb wohl; ich hoffe, auf Wiedersehn!" —

Es war die höchste Zeit, daß die Beiden Abschied nahmen. Bald darauf meldete der Förster, Veit Sächtel sei bei ihm gewesen und habe nach dem Major gefragt, aber die Antwort erhalten, der Major sei nicht mehr auf der Falkenburg, er werde wohl schon über die Grenze entkommen sein. Veit Sächtel habe erwiedert: „Gott geb's! Es ist ein Zug Soldaten im Anmarsch, um das Dorf und die Burg zu besetzen; sie werden wohl schon in ein paar Stunden hier sein."

„So ist's am besten ich mache mich gleich auf den Weg," sagte der Major. Birg' inzwischen noch bei Dir und im Pfarrhause, was dort von Vieh und nützlichen Sachen unterzubringen ist, ohne Aufsehen zu erregen; man wird hoffentlich nicht Euer Eigenthum auch confisciren. Du darfst jetzt zu Deinem eigenen Besten noch nicht wissen,

wohin ich mich wende, doch hab' ich Sorge getragen, daß Du nicht lange in Ungewißheit über mich bleibst. Halt Dich nur zu Elsbeth. Und wenn die Dinge wider Erwarten so schlimm kommen sollten, daß sie Dich selbst zur Flucht treiben, so kennst Du den Weg durch den Zwinger; aber hüte Dich vor den Fußangeln!"

Mit einem herzlichen Händedruck nahm der Major Abschied von seinem treuen Förster, schlug den Weg über das Jagdhaus ein, um dem Hirtenjungen einzuschärfen nicht mehr nach der Falkenburg zurückzukehren, und langte in der Tarnhöhle zu derselben Zeit an, als ein französischer Commissär im Namen des Königs von der Falkenburg Besitz nahm.

Eilftes Kapitel.

Veit Sächtel als Finanzgröße. — Der Umschwung der Dinge auf der Falkenburg. — Die Tarnhöhle und die Jagdhütte im Walde.

Mit Sächtel's Besuch auf der Falkenburg hatte es eine eigene Bewandtniß gehabt. Der kleine Sächtel war in der westfälischen Residenz ein reicher Mann geworden, wie Alle welche damals mit Geschick in Geldgeschäften machten. Er wurde sogar ein paarmal bei den Finanzoperationen des großen Hauses Jacobson betheiligt, weil er im Stande war mit einer erklecklichen Summe baaren Geldes auszuhelfen, als Jacobsen dem neuen Finanzminister von Bülow, dessen Kassen leer waren, schnell welches schaffen sollte und nicht wußte, woher nehmen. Mit seinem Vermögen hatte auch sein Leib merklich zugenommen, so daß

er in seinem sorgfältigen Anzuge eine ganz abgerundete, behäbige Erscheinung bildete. Zudem hatte er eine gute Partie gemacht und bewegte sich gern in vornehmer Gesellschaft. So kam er dahin, selbst bei Hofe eines gewissen Ansehens zu genießen, weil man ihn brauchte. Nun geschah es aber, daß seine Neider und Feinde ihn in Verdacht brachten, auch die Führer des Aufstandes mit Geld unterstützt zu haben. Bei einer darauf hin vorgenommenen Haussuchung und Prüfung seiner Papiere stellte sich freilich heraus, daß man ihn falsch beschuldigt hatte, allein man entdeckte bei der Gelegenheit in seinen Büchern, daß der Major von der Falkenburg noch von früheren Jahren her ihm beträchtliche Summen schulde und glaubte nun sehr klug zu handeln, wenn man sich Sächtel's bediente, um des Majors habhaft zu werden. Es wurde ihm sofortige Tilgung der ganzen Schuld versprochen, wenn es ihm gelänge, den Aufenthaltsort des Flüchtlings zu ermitteln, und Sächtel stellte sich als ob ihm selbst sehr darum zu thun wäre seinen Schuldner auszukundschaften. So kam er, wie wir gesehen haben, gerade rechtzeitig nach der Falkenburg, um die Flucht des Verfolgten vor Ankunft seiner Verfolger zu ermöglichen. Er ging diesen dann scheinbar betrübt

entgegen mit der Nachricht, daß der Vogel schon früh am Tage ausgeflogen sei um sich über die Grenze zu retten, fügte aber hinzu, daß solch ein Versuch bei der starken Grenzbewachung doch seine Schwierigkeiten haben müßte, und daß es rathsam sein würde, dem Flüchtling nachzusetzen. Der kommandirende Officier fand den Rath sehr gut und beorderte sogleich einen Theil seiner Soldaten nach den nächsten Grenzorten, während er sich selbst auf der Falkenburg einquartierte, wo mit allen Dienstleuten ein scharfes Verhör vorgenommen wurde, welches jedoch zu keiner Spur des Gesuchten führte. Er erklärte nun den Dienstleuten mit feierlichem Nachdruck, daß er sie im Namen des Königs allesammt der Treue gegen ihren bisherigen Herrn, der mit Gut und Blut dem Gesetz verfallen sei, entbinde und Demjenigen, der den Aufenthalt des Majors entdecke, eine Belohnung von hundert Goldstücken verspreche. Wofern sich aber im Lauf der Zeit herausstelle, daß Einer von ihnen oder Alle um den Aufenthalt des entflohenen Rebellen gewußt, ohne pflichtschuldige Anzeige zu machen, so werde die verdiente harte Strafe dafür nicht ausbleiben.

Der Officier sprach als Elsässer das Deutsche ganz geläufig, aber doch mit fremdartigem Accent

für die Leute, welche sich untereinander ansahen als ob sie sagen wollten: eher soll Dich der Teufel holen, verdammter Franzos, ehe Du uns dahin bringst, unsern Herrn um einen Judaslohn zu verrathen!

Uebrigens hatten sie sich über schlechte Behandlung nicht zu beklagen: Alle, auch der Förster, blieben auf ihrem Platze, gingen ungestört an ihre Arbeit wie früher und machten sich's wohl gar, in Anbetracht des Umschwungs der Dinge, noch etwas bequemer als ehemals.

Nachdem der kommandirende Officier ein Inventar hatte aufnehmen lassen, war seine erste Sorge, Geld aus den Waldungen zu ziehen bevor ein definitiver Administrator der confiscirten Güter eingesetzt würde. Der Förster zeigte sich hierbei ungemein dienstfertig und machte sich dadurch seinem neuen Herrn sehr angenehm. Er hatte von Elsbeth den Zufluchtsort des Majors erfahren und es lag ihm nun vor Allem am Herzen, das Jagdhaus als Vorrathskammer für die Tarnhöhle zu sichern. Er ließ daher, ohne andere Rücksichten, gerade auf dem Wege zum Jagdhause in aller Eile eine Menge mächtiger Buchen fällen, um den Weg zu versperren. Der Officier kam selbst, um die Verwüstung in Augenschein zu

nehmen, und war sichtlich erfreut über den Eifer mit welchem der Förster seinen Wünschen entgegenzukommen schien. Nachdem dieser solchergestalt vorläufig allen Argwohn zerstreut und die Nachforschung gerade von dem gefährlichsten Punkte des Waldes abgelenkt hatte, fand er bequeme Gelegenheit, unbemerkt bis zur Tarnhöhle vorzubringen, wo er seinen Herrn kümmerlich genug eingerichtet und vom Fieber befallen, das er sich in den feuchtkalten Frühlingsnächten zugezogen, ganz hülflos fand. Zum Lager hatte ihm eine Hängematte gedient, die er unter dem amerikanischen Nachlaß seines Vaters gefunden und die sich für heiße Tage und Nächte gewiß sehr nützlich erweisen mochte, jetzt aber für ein warmes Bett ein schlechter Ersatz war. Der Förster bestand darauf, seinen Herrn einstweilen in der Jagdhütte unterzubringen, wo, solange das Holzfällen daure, nichts zu befürchten sei, und der Major gab endlich nach. Er fühlte sich so schwach, daß er nur mit äußerster Anstrengung am Arme des Försters die Jagdhütte erreichen konnte.

Kaum vernahm Elsbeth, die in fortwährender Aufregung und Sorge um das Schicksal des Flüchtlings gelebt hatte, von seiner Erkrankung, als sie auch sofort den Entschluß faßte, zu seiner

Pflege zu ihm zu eilen. Die Eltern sahen sich kopfschüttelnd an, wagten aber nichts dagegen einzuwenden: sie wußten wohl, daß es doch vergeblich sein würde. So beschloß denn der Pfarrer, selbst mitzugehen und von den warmen Decken und sonstigen Sachen die Elsbeth zur Bequemlichkeit des Kranken schnell zusammengebracht hatte, auch sein Päckchen zu tragen. Die Wanderung ging schon mit anbrechender Dunkelheit vor sich, und der Förster mußte, weil der gerade Weg durch Holz versperrt war, auf dem Umwege als Führer dienen.

Das Bellen der Hunde bei der Annäherung des nächtlichen Besuchs weckte den Hirtenjungen, der seinen Herrn nicht erst zu wecken brauchte, denn der Major, befürchtend daß sein Aufenthalt verrathen sei und entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen, stand schon mit einer Büchse in der Hand an der Thür als der Hirtenjunge eintrat. Die Hunde, den Förster und seine Begleiter bald erkennend, waren inzwischen still geworden und umsprangen wedelnd die späten Ankömmlinge. Als sich nun gar die Stimme Elsbeth's an der verschlossenen Thüre der Jagdhütte vernehmen ließ und Einlaß begehrte, kam der Major schnell auf andere Gedanken und hätte fast

vor freudiger Ueberraschung sein Gewehr aus der Hand fallen lassen. Er öffnete die Thür selbst, drückte Allen herzlich die Hand, nannte Elsbeth seinen guten Engel und sagte, diese Stunde zähle zu den glücklichsten seines Lebens. Der Pfarrer und der Förster zogen sich bald wieder zurück, Elsbeth aber blieb in der Jagdhütte bis sie den Major, dessen Fieber sich in bedenklicher Weise steigerte, außer Gefahr wußte.

Zwölftes Kapitel.

Der Major rettet sich in den Zwinger der Falkenburg und erschreckt den Pfarrer durch einen nächtlichen Besuch.

Ueber ein halbes Jahr verlebte der Major als Einsiedler in seinen Wäldern, bald in der Jagdhütte, bald in der Tarnhöhle, bald in einem noch entfernter liegenden Weiler und zuletzt sogar im Zwinger seiner von Feinden besetzten Burg, wohin er sich in einer stürmischen Nacht vor naher Verfolgung flüchtete, als ihm kein anderer Zufluchtsort mehr übrig blieb. Nicht immer war es ihm so gut ergangen wie in den ersten Wochen unter Elsbeth's Pflege. Sein Aufenthalt im Walde wurde entdeckt, nicht durch Verrath, sondern ganz zufällig, als er eben im Begriff stand mit Beginn der Jagdzeit wieder in die Tarnhöhle überzusiedeln. So lange man glaubte daß er über die Grenze entkommen sei, befand er sich in

ziemlicher Sicherheit; seit man aber erfahren daß er sich in seinen Wäldern aufhalte, wurden diese umstellt und nach allen Richtungen durchstreift, so daß er sich verfolgt sah wie ein gehetztes Wild, mit allen möglichen Entbehrungen zu kämpfen hatte und Wochen lang nicht wußte, wohin er sein Haupt legen sollte. Einmal war ihm ein Verfolger, den es gelüstete den auf den Kopf des Flüchtlings gesetzten Preis zu verdienen, so nahe auf den Fersen, daß er dem durch Hunger Erschöpften drohete ihn niederzuschießen, wenn er sich nicht lebendig ergebe. „Nun, so triff mich in die Brust, Elender, ich mag keine Kugel im Rücken haben!" rief der Major, sich umwendend und rasch seine Büchse anschlagend, als er sah daß der Andere auf ihn zielte. Zwei Schüsse krachten zu gleicher Zeit durch den Wald und der Verfolger stürzte mit einem Schrei zu Boden, während dem Major eine Kugel durch den Rock fuhr.

Entweder hatte der Major wirklich noch eine Menge ähnlicher Abenteuer zu bestehen, oder es entstanden im Volksmunde aus einer Geschichte viele, denn überall in der Umgegend wußte man noch lange Jahre nachher von allerlei Kämpfen des Flüchtlings mit seinen Verfolgern zu erzählen. Jedenfalls muß es ihm hart an's Leben gegangen sein,

als er den verzweifelten Entschluß faßte sich in den Zwinger zu retten, wo er die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag blieb, ohne die erschöpften Lebenskräfte auch nur durch einen Trunk Wassers ein wenig auffrischen zu können. Erst mit einbrechender Dunkelheit wagte er sich, vom Hunger getrieben, wieder hervor. Der Regen goß in Strömen vom Himmel und begünstigte das Unternehmen des Majors, unbemerkt den Garten des Pfarrhauses zu erreichen. Im Zimmer des Pfarrers, das auf der Südseite zu ebener Erde lag, brannte noch Licht. Der alte Herr ging, sein schwarzes Käppchen auf dem Kopfe und ein Papier in der Hand, im Zimmer auf und ab, und blieb eben als der Major sich dem Fenster näherte, beim Tische stehen, das Papier an's Licht haltend, wie um etwas darin nachzusehen. Der Major schloß hieraus daß es Sonnabend sei und der Pfarrer seine Predigt für Sonntag Morgen memorire.

Der Major klopfte leise an's Fenster. Der Pfarrer blickte erschrocken auf und erschrak noch mehr, als er nach wiederholtem Klopfen sich dem Fenster mit dem Licht in der Hand näherte und die von Strapazen und Hunger hohlen und verwilderten Züge des Majors erkannte.

„Oeffnen Sie das Fenster," sagte der Major und fuhr, als dies geschehen war, fort: „es soll mich Niemand außer Ihnen sehen, auch will ich gleich wieder fort, aber um Gotteswillen geben Sie mir etwas zu essen, ich sterbe vor Hunger!"

„Gehen Sie an die Hausthür," stammelte der immer noch vor Schreck bebende Pfarrer, „ich werde aufschließen." Und mit schlotternden Knien schwankte er zum Zimmer hinaus, ließ den Major eintreten und schloß dann gleich die Fensterläden, welche sonst fast niemals geschlossen wurden.

Der Major zitterte vor Kälte und Hunger und stürzte gierig ein Glas Wein herunter welches der Pfarrer ihm einschenkte mit den Worten: „Ich werde gleich den Schlüssel zur Speisekammer von meiner Frau holen, da ich sonst nichts zu essen herbeischaffen kann."

„Aber wecken Sie Ihre Frau nicht, oder sagen Sie ihr wenigstens nicht daß ich hier bin!"

Der Pfarrer kam bald darauf zurück und brachte Wurst, Schinken, Brot, Butter und Käse. „Meine Frau liegt schon in festem Schlaf," sagte er, „und hat nicht gemerkt, daß ich den Schlüssel geholt. Aber wollen Sie nicht meinen Schlafrock anziehen, Herr Major? Ich sehe Sie vor Kälte

zittern. Sie müssen ja auch ganz durchnäßt sein von dem strömenden Regen."

„Ich darf mich nicht lange aufhalten; es wird mir schon besser nach dem Essen; mir war ganz flau zu Muthe; ich habe seit zwei Tagen keinen Bissen im Munde gehabt. Sie geben mir wohl noch etwas Zehrung mit auf den Weg und vielleicht auch ein trockenes Kleidungsstück für die Nacht."

„Aber wo wollen Sie denn diese stürmische Nacht zubringen?"

„Im Zwinger der Falkenburg, wo ich vor der Verfolgung am sichersten bin. Ich werde Sie nicht wieder aus Ihrem Hausfrieden aufstören wie heute, wo mich der Hunger trieb, aber wenn Sie ein gutes Werk thun wollen, so lassen Sie allabendlich etwas Speise im Gesträuch bergen, das den Eingang vom Walde zum Zwinger verdeckt. Elsbeth kennt den Ort genau. Es ist jetzt noch zu unsicher in der Umgegend, als daß ich mich in den nächsten Tagen schon weiter wagen dürfte."

„Das ist leider wahr," bemerkte der Pfarrer; „man hat heute Morgen bei mir, beim Förster und auf der Meierei jeden Winkel des Hauses durchsucht, in der festen Annahme, daß Sie hier irgendwo ver-

steckt sein müßten, und da man Sie nicht fand, so nahm man mir und dem Förster den größten Theil des Weines weg, den Sie uns vor Ihrer Flucht geschickt hatten. Aber da die Nachforschung in meinem Hause jetzt vorüber ist, so wäre es vielleicht besser, Sie blieben hier."

„Nein," entgegnete der Major entschieden, „ich will Sie nicht in Ungelegenheit bringen; es ist sicherer für uns Beide, daß ich in den Zwinger zurückkehre und zwar gleich. Grüßen Sie die liebe Elsbeth von mir und Ihre Frau!"

Ausgerüstet mit Speise und Trank für den folgenden Tag und trockenem Zeug für die Nacht gelangte er glücklich wieder in sein unheimliches Asyl.

Dreizehntes Kapitel.

Elsbeth beim König Jérôme.

Der Pfarrer konnte der erschütternden Aufregung, welche die unerwartete Erscheinung des Majors in ihm hervorgerufen, nicht so schnell Herr werden; alle Augenblicke kam es ihm vor als ob wieder Jemand an's Fenster klopfte, obgleich die Läden jetzt geschlossen waren, und es gereichte ihm zu wahrer Beruhigung, als Elsbeth bald nach dem Verschwinden des späten Gastes in's Zimmer trat.

Sie hatte noch nicht geschlafen, das Oeffnen der Hausthüre, das Treppauf- und Absteigen ihres Vaters gehört, sich aber nicht erklären können, was das zu bedeuten habe. Endlich wurde sie von unruhvoller Neugier getrieben, sich anzukleiden und selbst nachzusehen. Als ihr Vater das Vorgefallene ihr nun rasch mittheilte, war sie erst außer sich darüber zu spät ge-

kommen zu sein, bald aber überwog das Gefühl der Freude, den Major, über dessen Schicksal sie seit Wochen in steter Furcht und Sorge geschwebt, noch am Leben und wenigstens augenblicklich in Sicherheit zu wissen. Allerdings stand es ihr klar vor Augen, daß seines Bleibens im feuchten Zwinger nicht lange sein dürfe, ohne sein Leben zu gefährden; außerhalb gab es auch keinen Zufluchtsort mehr in der Nähe: es mußte also schnell etwas zu seiner Rettung geschehen. Sie warf sich, in ihre Kammer zurückgekehrt, auf die Kniee nieder und flehete Gott in inbrünstigem Gebete um Hülfe und Erleuchtung an. Kaum hatte sie sich wieder erhoben, als ein Trostgedanke ihre Seele durchblitzte und ihr einen muthigen Entschluß eingab, zu dessen Ausführung der Plan schnell entworfen war. Beruhigt legte sie sich dann wieder in's Bett mit den laut vor sich hingesprochenen Worten: „So werde ich ihn retten, oder mit ihm zu Grunde gehen!"

Und wie man von großen Feldherrn erzählt, daß sie nach festgestelltem Schlachtplane vor Beginn des Entscheidungskampfes noch ruhig schliefen, so genoß Elsbeth jetzt einiger Stunden erquicklichen Schlummers.

Mit Tagesanbruch aber stand sie auf und schrieb ein paar Zeilen an ihren Vater: er möge

sich nicht darüber beunruhigen, daß sie sich auf einen Tag von Haus entferne: es gelte der Rettung des Majors. Sie habe es vermieden, mündlich Abschied zu nehmen, weil sie fürchtete, man könne sie zurückhalten. Ihr Entschluß stehe fest und sie hoffe, er werde zu gutem Ziele führen. —

Sie zog dann ihr bestes Kleid an, schnürte noch ein Bündel zur Reise und verließ unbemerkt das Vaterhaus festen Schrittes, nachdem sie ihr Briefchen gesiegelt und auf den Studiertisch ihres Vaters gelegt hatte.

Unten im Dorfe angelangt, wandte sie ihre Schritte dem Wirthshause zu, dessen Hofpforte der Knecht eben öffnete, um aus dem nahen Brunnen Wasser für die Pferde zu holen. Elsbeth sagte ihm, daß sie in einer dringenden Angelegenheit gleich nach der Residenz fahren müsse, und bat ihn, schnell einen Einspänner zu besorgen. Der Knecht antwortete, er müsse erst den Wirth fragen. Um ihn anzuspornen, gab ihm Elsbeth ein gutes Trinkgeld voraus. Nach einer halben Stunde rollte der ärmliche Einspänner mit ihr zum Dorfe hinaus und sie trieb den Kutscher so zur Eile, daß sie schon um halb Zehn Uhr Vormittags in Kassel ankam. Dort erfuhr sie, daß der König, bei dem sie sich eine Audienz erbitten

wollte, auf Schloß Wilhelmshöhe residire, aber gegen Mittag nach Kassel kommen werde. Elsbeth hatte nicht Lust so lange zu warten und nach kurzer Rast und Stärkung für Pferd und Kutscher ging's weiter nach Wilhelmshöhe. Im Wirthshause nahm sie eine kleine Erfrischung zu sich, ordnete ihren Anzug und ging in's Schloß, wo man sie an den dienstthuenden Adjutanten verwies, der ihr sehr freundlich sein Bedauern ausdrückte sie nicht anmelden zu können, da Seine Majestät eben Toilette mache, dann das Frühstück einnehmen und darauf nach der Residenz fahren werde.

Elsbeth stand bei dieser Eröffnung so betroffen da, daß sie sich im Augenblick nicht zu fassen wußte und vor schmerzlicher Bewegung kein Wort hervorzubringen vermochte. Der Adjutant rieth ihr, ihm ihre Adresse zu hinterlassen und ihm ihr Anliegen mitzutheilen, er hoffe dann, am nächsten Tage eine Audienz für sie auszuwirken.

„Nein," rief Elsbeth mit zitternder Stimme, „ich kann nicht warten bis morgen, ich habe dem Könige eine Mittheilung von der höchsten Wichtigkeit zu machen, die keinen Aufschub duldet. Bitte, mein Herr, sagen Sie das Seiner Majestät, und der König wird gewiß die Gnade haben mich zu sprechen."

Der Adjutant faßte Elsbeth theilnahmsvoll bei der Hand, wies ihr einen Stuhl an und sagte: „Warten Sie hier ein wenig, ich werde sehn was sich thun läßt." Er hatte schon die Flügelthür geöffnet welche in die inneren Gemächer führte, als er plötzlich sich besinnend noch einmal umkehrte und fragte: „Entschuldigen Sie, Mademoiselle: handelt es sich vielleicht um einen Fall wo augenblickliche Unterstützung dringend noththut, so könnte ich wohl selbst, ohne die Befehle Seiner Majestät zu überschreiten . . ."

„Nein!" unterbrach ihn Elsbeth kopfschüttelnd, „es handelt sich um noch Dringenderes, das ich dem Könige selbst mittheilen muß. Ich beschwöre Sie, verschaffen Sie mir eine, wenn auch noch so kurze Audienz! Sie werden ein gutes Werk thun!"

Der Adjutant entfernte sich und Elsbeth ging, statt sich wieder zu setzen, mit pochendem Herzen auf dem blanken Parketboden des nach ihren Begriffen prachtvoll eingerichteten Zimmers umher, die zerstreuten Blicke bald auf dieses, bald auf jenes Möbel oder Kunstwerk richtend.

Ueber dem Tische der neben der Flügelthüre stand, hing eine goldglänzende Wanduhr im Rococogeschmack. Sie schlug eben ein Viertel nach eilf. In der Ecke zur Rechten stand eine Büste

des Kaisers Napoleon; in der Ecke zur Linken eine Büste des Königs Jérôme. Elsbeth verglich die strengen Züge des Imperators mit den mildern des jungen Westfalenkönigs und dachte, es würde ihr doch leichter werden, diesem eine Bitte vorzutragen, als jenem.

Nach etwa fünf Minuten, die dem jungen Mädchen eine Ewigkeit däuchten, trat der Adjutant wieder ein, um ihr zu melden, der König könne sich nicht eher entschließen sie zu empfangen, als bis er wisse, was sie ihm vorzutragen habe.

„Wichtige Mittheilungen in Betreff des Majors von der Falkenburg!“ rief Elsbeth mit entschlossener Stimme.

„Ah so, das wird Seine Majestät interessiren!“

Abermals verschwand der Adjutant, kehrte aber bald zurück, um Elsbeth durch den anstoßenden, prachtschimmernden Saal in das Audienzzimmer zu führen, wo er sie allein ließ mit dem Bedeuten, der König werde gleich erscheinen. In der That ließ dieser nicht lange auf sich warten. Elsbeth hatte sich in der kurzen Zwischenzeit möglichst zu sammeln gesucht und machte auf den König, welcher durch eine von zwei Pagen geöffnete Flügelthür eintrat, einen so günstigen Eindruck, daß die

strenge Miene, die er angenommen hatte, unwillkürlich einer gewinnenden Freundlichkeit wich.

Er gab den Pagen ein Zeichen sich zurückzuziehen.

„Sie haben mir Mittheilungen über den durch das Kriegsgericht verurtheilten Herrn von Falkenburg zu machen?" redete er Elsbeth an.

„Ja, Majestät!" erwiederte sie mit klarer Stimme.

„Wissen Sie vielleicht, wo er sich versteckt hält?"

„Ja, Majestät!"

„Nun," sagte der König, einen Schritt näher an sie herantretend, „Sie erweisen mir einen großen Dienst daß Sie zu mir kommen, um mir den Aufenthalt des gefährlichen Flüchtlings zu entdecken, auf den unsere Militär- und Polizeibehörden seit einem halben Jahre vergeblich gefahndet haben. Sagen Sie mir wo der Verräther sich verbirgt, und wenn wir ihn in unsere Hände bekommen, so dürfen Sie sich irgend eine Gnade dafür ausbitten."

„Ich halte Sie beim Wort, Majestät, und appellire an Ihr edles Herz!" rief Elsbeth, auf die Kniee sinkend, und fuhr dann mit flehend emporgehobenen Händen fort: „Ich bitte um die Gnade

ihm Leben und Freiheit zu schenken, und ich werde dafür Euer Majestät sogleich seinen Aufenthalt nennen!"

„So war's nicht gemeint, Mademoiselle," sagte der König mit plötzlich umwölkter Stirn. „Stehen Sie auf; ich liebe solche Theatercoups nicht in ernsten Dingen. Stehen Sie auf!" wiederholte er, sie bei der Hand fassend, „sonst können wir nicht weiter reden."

Als Elsbeth sich wieder erhoben hatte, fuhr der König fort: „Wie konnten Sie von mir nur so ohne Weiteres die Begnadigung eines Verbrechers erwarten, durch dessen Anstiftungen viel unschuldiges Blut geflossen ist, der sich immer feindlich gegen mich gestellt und zum Dank für meine lange Nachsicht und Milde sich als einer der Haupträdelsführer an einer Verschwörung betheiligt hat, welche auf meinen Sturz, meine Gefangennahme, ja wahrscheinlich auf meinen Tod abzielte. Einen solchen Verbrecher der verdienten Strafe entziehen, hieße nicht Gnade üben, sondern dem Staate und der Regierung neue Gefahren heraufbeschwören. Sehen Sie das nicht ein?"

„Nicht so ganz, Majestät. Wenn der Aufstand — der doch nicht aus egoistischen Gründen unternommen wurde, denn die Theilnehmer setzten

Gut und Blut dabei auf's Spiel — wenn der Aufstand gelungen wäre, so würde man seine Führer als opferwillige Helden, als Befreier des Vaterlandes gefeiert haben. Nun kann ich nicht begreifen, daß dieselben Männer den Namen Verbrecher verdienen sollen, blos weil der Aufstand nicht gelungen ist."

„Sie sind in einem großen Irrthum befangen, Mademoiselle. Jeder Kampf ist ein Gottesgericht und jeder Sieg eine göttliche Entscheidung. Gott, der die Herzen lenkt, lenkt auch die Schlachten. Wenn das ganze Volk sich einmüthig gegen mich erhoben und mich besiegt hätte, so wäre das auch für mich ein Gottesurtheil gewesen. So aber hat sich nur ein kleiner Bruchtheil des Volks gegen mich erhoben und auch dieser nur als Opfer der Verführung einiger ehrgeiziger und unruhiger Köpfe, deren Versuch, die bestehende Gewalt zu stürzen, kläglich gescheitert ist. Die dabei Gefallenen kann ich nicht aus dem Grabe erwecken; den Ueberlebenden aber hab' ich verziehen soweit sie zu den Verführten gehörten; den Verführern hingegen konnt' ich nicht verzeihen, denn ihre planmäßige, lange vorbereitete Auflehnung gegen die bestehende, das heißt von Gott eingesetzte Gewalt war ein todeswürdiges Verbrechen, und ein solches Ver-

brechen unbestraft lassen, hieße nicht Gnade üben, sondern es billigen und dadurch zur Nachfolge anreizen.

„Der Major hat nie um mein Vertrauen gebuhlt; er ist immer mein offener Feind gewesen, aber ich habe ihm auch als solchem immer viel Nachsicht gezeigt, denn ich hätte wohl die Mittel gehabt, ihn unschädlich zu machen ehe es zu offenem Aufstande gegen mich kam. Nachdem dies geschehen, kann ich keine Gnade mehr üben. Aber darf ich fragen, in welchem Verhältnisse Sie zum Major stehen, daß Sie mit solcher Wärme seine Sache führen?"

„Er war mein Gutsherr und der Wohlthäter meiner Familie. Mein Vater, jetzt der Pfarrer des zur Falkenburg gehörigen Dorfs, war sein Erzieher und Lehrer. Wir haben ihm viel zu verdanken."

„Und da hält ihn die Dankbarkeit wohl in Ihrem eigenen Hause geborgen?" fragte der König, in der Hoffnung, ihr ein Geständniß zu entlocken.

„Nein, Majestät," entgegnete Elsbeth in überzeugendem Tone; „wenn es der Fall wäre, so würde ich ihn nicht verrathen, denn ich bin keine Angeberin; allein es ist wirklich nicht der Fall, wie der Officier bezeugen kann, der gestern mit sechs Sol-

daten alle Winkel unseres Hauses durchsuchte und nichts Verdächtiges mitzunehmen fand als den Wein, mit welchem der Major einst unsern kleinen Keller versorgte."

„Wie heißt der Officier, der sich das erlaubt hat?" fragte stirnrunzelnd der König.

„Ich kenne seinen Namen nicht, Majestät."

„Nun wohl, ich werde die Sache untersuchen und den Schuldigen bestrafen lassen. Der Wein wird Ihrem Vater zurückgeliefert werden. Ich dulde kein Unrecht. Aber da Sie den Aufenthalt des Majors kennen, so muß ich darauf bestehen, daß Sie mir Anzeige davon machen. Ihre Pflicht ist zu thun, was die Ordnung und Sicherheit des Staates erheischt. Also, wo haben Sie den Major gesehen?"

„Ich habe ihn nicht gesehen, sondern erst gestern nach der Haussuchung zufällig seinen Aufenthalt erfahren, der, soviel ich davon weiß, schlimmer ist als das härteste Gefängniß. Und weil es mir durch's Herz schnitt, den Freund und Wohlthäter unseres Hauses an einem Orte zu wissen, wo er entweder vor Hunger umkommen, oder vor Krankheit versiechen muß, habe ich nicht eher Ruhe finden können, bis ich mein Herz im Gebete erleichtert und Gott um Rath und Hülfe angefleht. Gott

gab mir den Gedanken ein, mich geradezu an die Gnade und Großmuth Euer Majestät zu wenden, und so bin ich hieher gekommen ohne Jemandem ein Wort davon zu sagen."

„Sie sind ein wackres Mädchen," sagte der König, bewegt Elsbeth's Hand ergreifend; „wenn ich könnte, so würd' ich Ihnen helfen, allein ich kann und darf nicht nach den trüben Erfahrungen, die ich schon gemacht."

„O, Sie können und dürfen, Majestät!" rief Elsbeth mit leuchtendem Blicke und förmlich verklärtem Antlitz. „Durch die Gnade, um welche ich flehe, werden Sie sich einen Feind in einen Freund verwandeln, nehmen Sie dem Körper der Gefahr die Seele ohne ihn selbst zu tödten, erhalten Sie das Gefäß und geben ihm einen anderen Inhalt."

„Wenn der Major dächte wie Sie — —"

„Er denkt wie ich!" fiel in ihrer Aufregung Elsbeth dem König in's Wort; „er ist kein Mann, der Gnade mit Undank vergilt; ein offener Feind oder ein offener Freund!"

„Ich ehre die Gefühle, welche Sie zum so begeisterten Anwalt des Majors machen," sagte der König mit milder Festigkeit, „kann aber doch nicht umhin, in ihm einen Verbrecher zu sehen, den seine verdiente Strafe treffen muß."

„Auch die Engländer sahen in der Jungfrau von Orléans eine Verbrecherin und bestraften sie als solche, während die Franzosen sie heute noch als eine Heilige verehren —" rief Elsbeth, dem König groß in die Augen sehend — „wo liegt da das Rechte?"

„Auf beiden Seiten," erwiederte der König, Jeanne d'Arc hatte den Engländern großen Schaden zugefügt, die in ihr nur die Feindin sahen und sie dafür büßen ließen. Die Franzosen aber hatten und haben ein Recht sie zu verehren als eine gottbegeisterte Heldin."

Diese Antwort machte Elsbeth einen Augenblick stutzig; aber sie gab sich noch nicht gefangen, sondern hub wieder an:

„Darf ich eine Frage an Eure Majestät richten?"

„Fragen Sie, mein Kind, aber meine Zeit ist zu Ende; ich habe noch nicht gefrühstückt und man erwartet mich in der Stadt."

„Wenn in den Wechselfällen des Krieges Frankreich unter deutsche Herrschaft käme, würden dann Eure Majestät auch die französischen Edelleute Verbrecher nennen, welche sich unzweifelhaft über kurz oder lang zusammenfänden in dem Bestreben, sich von der Fremdherrschaft zu befreien?"

„Diese Frage, Mademoiselle, läßt sich nicht so

einfach beantworten, wie sie gestellt ist. Ich kann mir keinen Fall denken, in welchem Deutschland mit gleicher Berechtigung über Frankreich herrschen dürfte wie Frankreich über Deutschland. Diejenigen deutschen Länder welche, wie Elsaß und Lothringen, schon früher unter französische Herrschaft kamen, sehnen sich nicht nach deutschem Regiment zurück; ein Beweis, daß sie das französische vorziehen. Es könnte von mir ruhmredig klingen, hier die Vorzüge welche Frankreich über alle andere Länder erheben, zu erörtern, ich will deshalb den berühmtesten deutschen Geschichtsschreiber, Johannes von Müller, für mich reden lassen, welcher sagt: „Der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache und Brustwehr von Süd und West, von den ersten Hauptsitzen der Kultur Europens. Also, für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit, gab ihm sein Gesetzbuch, das Muster seiner Waffen, die größten Lehren, und, statt gedemüthigter Soldaten, achtvolle geehrte Bürger. Konnte er mehr thun?" Diese denkwürdigen Worte hat der große Historiker beim Schlusse unseres ersten Reichstages gesprochen und damit die Ansicht der gebildeten Majorität des Volkes ausgedrückt, denn nur wenige tausend Landbewohner haben sich später

an dem Aufstande betheiligt; meine Hauptstadt, mein Heer, die Mehrzahl der Städte sind mir treu geblieben, die Wohlthaten und den Fortschritt meiner Regierung dankbar anerkennend. Ja, ich darf sagen, daß jetzt das ganze Volk zu mir steht."

„Wie gering ist dann die Gefahr, wenn Eure Majestät einen einzigen Mann begnadigen, der mit solcher Liebe an seiner Heimat hängt, daß er, trotz aller Gefahr die ihm hier drohete, sich nicht hat entschließen können sie zu verlassen. O Sire, verschließen Sie Ohr und Herz meinem Flehen nicht: begnadigen Sie den Major! lebendig wird er doch nicht in die Hände seiner Verfolger fallen."

„Das werden wir sehen," sagte der König, „und wenn Sie mir seinen Aufenthalt nicht nennen wollen, so werden Sie es sich selbst zuzuschreiben haben, daß man künftig jeden Ihrer Schritte genau überwacht, um so doch vielleicht hinter das Geheimniß zu kommen."

„So nehmen Sie lieber mein Leben für das seine, Sire! Ich mag nicht leben, wenn er den Tod eines Verbrechers sterben soll!"

„Seltsames Mädchen," sagte der König, „dahinter steckt mehr als das Gefühl bloßer Dankbarkeit! Als Mensch fühle ich tief mit Ihnen, aber als König kann ich Ihnen nicht helfen.

Meine Zeit ist um," fügte er, sichtbar bewegt, hinzu, indem er gegen Elsbeth eine Handbewegung der Entlassung machte, dann an den nahestehenden Tisch trat und klingelte, worauf die Flügelthür sich wieder öffnete und die beiden Pagen zum Vorschein kamen, deren einer ein Neffe des Majors war.

Im Fortgehen sah sich der König noch einmal nach Elsbeth um, aus deren sonst so lebhaftem Gesichte alles Leben entflohen zu sein schien. Sie stand bleich und unbeweglich, wie eine Bildsäule vor sich hinstarrend.

Der König schien zu schwanken, ob er sie nicht noch einmal anreden solle, doch bald besann er sich anders, und mit einem bloßen „Adieu, Mademoiselle!" verließ er rasch das Zimmer.

Ein paar Minuten darauf öffnete sich noch einmal flüchtig die Flügelthüre und ein Page lugte hindurch.

Elsbeth starrte noch immer bewegungslos vor sich hin.

Wiederum nach ein paar Minuten trat der Adjutant in's Zimmer um Elsbeth höflich zu bedeuten, daß die Audienz vorüber sei und sie sich jetzt zurückziehen müsse, da er Seine Majestät nach der Hauptstadt zu begleiten habe. Er erbot sich sie hinauszuführen.

„Also Alles vorbei?“ fragte sie, ohne eine Antwort zu erwarten, und ließ sich willenlos von dem Adjutanten aus dem Palaste führen. Erst in der frischen Luft kam sie wieder zu sich.

Vierzehntes Kapitel.

Elsbeth thut, um den Major zu retten, einen verzweifelten Schritt.

Es war ein wundervoller Herbsttag, sommerheiß in der Mittagssonne, erquicklich kühl im Schatten. Viele geputzte Menschen waren aus der Stadt gekommen um auf der Wilhelmshöhe die Wasserkünste springen zu sehen. Das Laub der Bäume fing schon an sich herbstlich zu färben; gelbe Blätter wirbelten durch die reine Luft und verloren sich im wohlgepflegten Rasen, oder fielen auf die sauber gehaltenen Kieswege, denen man vom Regen der vorigen Nacht nichts mehr ansah.

Elsbeth ging unter den Menschen umher wie eine Träumende; sie suchte ein einsames Plätzchen um ungestört nachzudenken was zu thun, als plötzlich die prächtige Equipage des Königs, mit vier Pferden bespannt, an ihr vorüberrollte; ein

zweispänniger Wagen folgte gleich hinterher. Beide fuhren nach dem Schlosse, wo sie vor dem großen Eingange anhielten.

Jetzt fiel ihr wieder ein, daß der König um Mittag nach der Residenz fahren wollte, und alsobald war ihren Gedanken eine neue Richtung gegeben. Sie wandte ihre Schritte ebenfalls der Residenz zu, von Zeit zu Zeit stehen bleibend und sich umblickend um nach dem Wagen des Königs auszuspähen. Endlich — sie hatte schon die Hälfte der Wilhelmshöher-Allee zurückgelegt — kamen die beiden Equipagen aus der Ferne in fliegender Eile herangerasselt; sie waren beide offen, so daß Elsbeth's scharfes Auge auf den ersten Blick die darin Sitzenden erkennen konnte: in der ersten saß der König mit der Königin, in der zweiten eine Hofdame, sowie der Adjutant mit einem andern Hofherrn, einem leiblichen Vetter des Majors.

Elsbeth trat hinter einen Baum, sprang aber plötzlich, als der Wagen des Königs kaum noch zwanzig Schritt entfernt war, entschlossen hervor und warf sich den Pferden mitten in den Weg.

Der Adjutant hatte schon vom Schlosse aus, als er am offenen Fenster stehend wartete bis er abberufen würde, Elsbeth nach der Allee gehen

sehen und jetzt, nach ihr ausblickend, sie gleich beim Vorspringen wieder bemerkt, worauf er sofort dem Kutscher Befehl gab zu halten um ein Unglück zu verhüten. So geschah es, daß der zweite Wagen eher stehen blieb als der erste, dessen Kutscher länger wartete und mehr Mühe hatte seine vier Pferde zum Stehen zu bringen, während der Vorreiter Elsbeth ärgerlich zurief sich zu erheben, sonst werde sie überfahren.

Sie wäre in der That überfahren worden, wenn die Pferde nicht, wie aus Instinkt, dicht vor ihr Halt gemacht hätten.

Der in lebhafter Unterhaltung mit seiner Gemahlin begriffene König wurde erst durch das Rufen des Vorreiters und einen Ruck des plötzlich stehenbleibenden Wagens auf das Vorgefallene aufmerksam.

„Was giebt's da?" fragte er den Kutscher.

„Ein junges Mädchen hat sich vor die Pferde geworfen."

In diesem Augenblick kam der ausgestiegene Adjutant herbeigelaufen um das Hinderniß aus dem Wege zu räumen, allein Elsbeth erklärte fest, nicht aufzustehen bis der König die Begnadigung des Majors gewährt habe.

„Soll ich Gewalt anwenden, Majestät?" fragte

der Adjutant, an den Wagen des Königs tretend: „die junge Person, welche heute Morgen Audienz hatte, hat sich den Pferden in den Weg geworfen und will sich überfahren lassen wenn ihr die Begnadigung des Majors versagt wird."

„Das Mädchen ist rasend!" rief der König. „Es ist dieselbe, von welcher ich Dir erzählt habe," fuhr er, zu seiner Gemahlin gewendet, fort: „sie hat einen Feuerkopf und einen eisernen Willen. Entweder muß ich sie entfernen und festnehmen lassen, oder sie verfolgt mich auf Schritt und Tritt. Was bleibt da zu thun?"

„Laß Gnade für Recht ergehen," sagte die Königin, „damit Du nicht zwei Leben für eines opferst: Gnade bringt Segen, und es wird sicher beim Volk einen guten Eindruck machen. Sieh nur, wie die Leute schon umherstehen, mit gespannten Gesichtern der Lösung harrend."

„Sagen Sie dem jungen Mädchen," wandte sich der König zum Adjutanten: „sie möge aufstehen, der Major sei begnadigt. Nach zwei Stunden soll sie zu mir kommen, um die schriftliche Ausfertigung zu empfangen. Der Baron kann sich inzwischen ihrer annehmen; er ist ja ein Vetter des Majors und hat sich selbst eifrig genug für ihn verwendet."

Die Freudenbotschaft traf Elsbeth's Ohr, wie ein feuriger Labetrunk die Zunge eines Verlechzenden. Sie sprang auf, um dem Könige ihren Dank zu stammeln, allein ehe sie beim Schlage angelangt war, rollte der Wagen schon weiter. Doch der König und die Königin winkten ihr freundlich zu, eine Bewegung, die Elsbeth unwillkürlich erwiederte.

„Welch ein schönes Mädchen!" sagte die Königin mit einem zärtlichen Blick auf ihren Gemahl — und der hast Du eine Bitte abschlagen können, Jérôme?"

„Du hältst mich für schwächer als ich bin, liebe Trinette," erwiederte lächelnd der König: „ihr rettender Engel bist Du."

„Stell' Dich nur nicht so grausam! Die Aufregung über die Geschichte hatte Dir doch allen Appetit zum Frühstück genommen."

„Das Diner wird mir desto besser munden!"

* * *

Elsbeth stand noch leuchtenden Blicks dem dahinrollenden Wagen nachsehend, als der Baron v. F. an sie herantrat mit den Worten: „Sie haben meinem Vetter das Leben gerettet: ich

danke Ihnen von Herzen für Ihre edelmüthige Hingebung! Erlauben Sie mir, Sie zu meiner Frau zu führen, und Ihnen bei den noch zu thuenden Schritten rathend zur Seite zu stehen. Unser Haus liegt hier ganz in der Nähe."

Elsbeth kam seinem Anerbieten dankbar entgegen und fand sich bald im Schoße seiner Familie freundlich aufgenommen, von Fragen bestürmt und um Antworten nicht verlegen.

Um zwei Uhr geleitete sie der Baron in seinem Wagen zum König, der sie diesmal in Gegenwart der Königin empfing, welche sich lange in herzgewinnender Weise mit ihr unterhielt und von ihrer Bildung, ihrem ungezwungenen Benehmen und klarem Verstande den günstigsten Eindruck gewann.

Elsbeth ihrerseits wußte sich vor Freude und Rührung über alle Huld und Freundlichkeit die sie erfuhr, gar nicht zu fassen; sie kam sich vor wie im Himmel und die anmuthige Königin erschien ihr wie ein leibhaftiger Engel. Und als sie nun gar die Begnadigungsschrift in der Hand hielt, die ihr der König persönlich überreichte, und worin sie las, daß der Major mit seiner Freiheit auch seine Güter zurückerhalte, da

brachen ihr die hellen Freudenthränen aus den Augen.

Der König gab seiner Gemahlin einen Wink und die Beiden verließen das Zimmer ehe Elsbeth ihnen danken konnte.

„Begreifen Sie jetzt,“ fragte der Baron, „warum alle meine Bemühungen fruchtlos blieben meinen Vetter zu retten?“

„Ich begreif' es,“ erwiederte Elsbeth nickend. „Aber jetzt brennen mir die Sohlen nach der Falkenburg zu eilen und dem Major seine Freiheit zu verkünden.“

Der Baron bot ihr seine Begleitung und Equipage an. Elsbeth dankte ausweichend mit der Bemerkung, daß ihr Einspänner sie im Wirthshause auf Wilhelmshöhe erwarte.

„Nun,“ sagte der Baron lächelnd, „ich nehm's Ihnen nicht übel, daß Sie heute lieber allein reisen, aber bedenken Sie, daß Sie mit meinen Pferden noch einmal so schnell an's Ziel kommen als mit Ihrem Einspänner. Also meine Begleitung will ich Ihnen schenken, doch meine Equipage müssen Sie annehmen: Sie werden dann schon in zwei Stunden zu Hause sein! Ich fahre mit dem König zum Diner nach Wilhelmshöhe zurück und werde Ihnen von

dort den Einspänner mit den Sachen nachschicken."

Gegen einen so liebenswürdigen Vorschlag ließ sich nichts einwenden und Elsbeth machte sich sofort auf den Weg.

Funfzehntes Kapitel.

Wie Elsbeth den Major im Zwinger trifft, als sie kommt ihm seine Befreiung zu verkünden.

Die Bewohner des Pfarrhauses hatten inzwischen trübe Stunden verlebt und sich den ganzen Tag in den abenteuerlichsten Vermuthungen über das Schicksal ihrer Tochter erschöpft. Der würdige Pfarrer hatte sich, durch die Pflichten seines Berufs gezwungen, zu fassen gesucht, so gut er konnte, allein so schwer war ihm das Predigen doch nie von der Zunge gegangen wie heute. Seine Frau war den ganzen Tag aus dem Weinen nicht herausgekommen, und die Kinder hatten ehrlich mitgeweint.

So wollte denn auch das bescheidene Mittagsmahl heute der Familie nicht recht schmecken.

Nachmittags war der Förster, alter Gewohnheit nach, herübergekommen um sein Pfeifchen beim

Pfarrer zu rauchen, und auch er schüttelte bedenklich den im letzten Jahre ergrauten Kopf, als er von Elsbeth's Verschwinden erfuhr.

Um halb fünf Uhr ritt eine Stafette vorüber, der Falkenburg zu. Kurz darauf kamen auch die beiden Officiere, welche unten im Dorfe einquartiert waren, in fliegender Eile vorbeigeritten.

„Was mag das zu bedeuten haben?“ fragte der Pfarrer mit besorgter Geberde.

„Wahrscheinlich giebt's wieder neue Haussuchungen und Menschenhetzen,“ sagte der Förster, seine kurze Pfeife am offenen Fenster ausklopfend. „Wenn man nur dem Major nicht auf der Spur ist!“

Die beiden Männer waren allein, und der Pfarrer sagte leise: „Der Major ist für den Augenblick sicher: ich habe ihn vorige Nacht gesehen, er hält sich im Zwinger verborgen.“

„Nun, Gott sei Dank!“ erwiederte der Förster, „da werden sie ihn wohl nicht suchen. Aber wie lange wird's der arme Mann in dem feuchten Loche aushalten?“

Der Pfarrer erzählte nun ausführlich von der Erscheinung des Majors in der vorigen Nacht. Der Förster stopfte sich eine frische Pfeife, und so saßen die Beiden wohl noch ein halbes Stünd-

chen beisammen, als plötzlich Pferdegestampf und das Gerassel eines Wagens in ihr Ohr schallte.

„Was ist denn das wieder?" rief der Förster, zum Fenster hinausschauend, während der Pfarrer zu gleichem Zwecke das andere Fenster öffnete. Er traute seinen Augen nicht: eine elegante Equipage hielt vor der Gartenpforte an, und heraus sprang freudestrahlenden Gesichtes Elsbeth, ein großes Schriftstück in der Hand.

Der Förster ließ vor Verwunderung seine Pfeife fallen, daß der schöne Sonntagskopf mit dem Sechzehnender darauf in Stücke zerbrach; der Pfarrer aber eilte seiner Tochter entgegen und im Hausflur flogen sich Beide in die Arme.

„Der Major ist frei!" rief sie, mit dem Vater in's Zimmer tretend und dem Förster herzlich die Hand schüttelnd: „der Major ist frei; ich war heute beim König und habe seine Begnadigung erwirkt."

Schnell wurde die Frau Pfarrerin aus dem Hinterstübchen geholt, wo sie mit den Kindern weinte, und nun mußte Elsbeth die merkwürdigen Erlebnisse des Tages erzählen, von allen möglichen Fragen und Ausrufen unterbrochen. Dann aber ließ sie sich's nicht nehmen selbst in den Zwinger zu kriechen, um dem Major seine Erlösung zu verkünden.

Dieser saß eben, düster vor sich hinbrütend, auf der Steinbank des Zwingers, und dachte nach über den Wechsel der menschlichen Dinge, und kam sich selbst vor wie ein Verbrecher, der hier seine verdiente Strafe gefunden, nicht weil er theilgenommen am Kampfe gegen die Fremdherrschaft — denn sein Glaube an die Gerechtigkeit dieser Sache war nicht erschüttert worden durch ihren kläglichen Ausgang, herbeigeführt durch die Ungunst der Verhältnisse — sondern weil er bei einem Rückblick auf sein früheres Leben, das ihm jetzt als ein verfehltes und nichtiges erschien, sich eingestehen mußte, daß er nicht hausgehalten mit seiner Zeit und nicht gewuchert mit dem Pfunde, das Gott ihm gegeben. „Wie Vieles," sprach er zu sich selbst, „habe ich unterlassen, was ich hätte thun sollen, und wie Vieles habe ich gethan, was ich hätte unterlassen sollen. Jeder Baum, der im Herbst seine Früchte trägt, jeder Strauch, der voll nährender Beeren hängt, ist mehr werth als ein Mensch, der sein Leben ohne Nutzen für andere Menschen dahinlebt. Mit Glücksgütern gesegnet, wie die Welt es nennt, was habe ich gethan, um Glück zu verdienen? War nicht der geringste unter meinen Knechten mehr werth als ich? Er that sein Tagewerk, bestellte das Ackerland und

säete die Saat aus für mich, und schwang die Sense und brachte die Ernte heim für mich, und konnte sich Abends müde schlafen legen um Morgens munter wieder aufzustehen und rüstig an die Arbeit zu gehen für mich, dem Nacht und Tag eins war, da ich Nachts nicht ordentlich schlief und Tags nicht ordentlich wachte, weil ich mich besser und klüger dünkte als Andere und immer das Nächste versäumte, um dem Fernsten nachzulaufen, und hochfliegende Pläne machte, von denen nicht ein einziger sich verwirklichte. Nun steh' ich schon hoch im Herbst meines Lebens und habe noch keine Frucht getragen. Ich habe meine Tage verloren in Eitelkeit, und Zerstreuungen für Arbeit genommen und den Ernst eines rechten Tagewerks nicht gekannt, das allein Segen und Ruhe bringt. Das Erbe meiner Väter ist in Feindeshänden und meine Leute gehorchen fremder Gewalt und arbeiten fort wie früher und sind wohl auch so glücklich wie früher, denn wer sie nährt und kleidet, für den arbeiten sie, und ihre Arbeit schafft ihr Glück. Und ich, der einst ihr Herr war, bin jetzt ärmer und verlassener denn sie Alle. Meine Feinde verfolgen mich und meine Freunde müssen mich meiden um nicht mit mir zu verderben. Wahrlich, mir wäre besser, ich wäre in der Schlacht gefallen oder ge=

troffen von den Kugeln meiner Verfolger in den Wäldern! Meinen Feinden, die mich fangen wollten, bin ich entflohen, aber meinen Gedanken, die meine schlimmsten Feinde sind, kann ich nicht entfliehen. Da sitz' ich mit ihnen in diesem feuchten Kerker, wo vor mir schon so Mancher gesessen, vielleicht um viel geringerer Schuld willen als die meine ist. Der eine hat sich wohl, vom Hunger getrieben, an fremdem Eigenthum vergriffen; der andere hat im Zorn, oder aus Rache, oder in der Nothwehr einen Menschen erschlagen: das habe ich auch gethan und meine Buße ist gerecht. Aber mir fehlt der Trost, umkehren und ein besseres Leben führen zu können, denn was kann ich thun in diesem Kerker als leiden und jammern, ohne Nutzen für Andere!"

So klagte er vor sich hin und versank wieder in dumpfes Brüten; alle trüben Erinnerungen seines Lebens schlugen mit Einem Male über ihm zusammen; seine trotzige Kraft war gebrochen und er fühlte sich sehr unglücklich.

Als er noch so saß mit traurig gesenktem Haupte, vernahm sein scharfes Ohr plötzlich ein leises Geräusch, als ob Jemand durch den verborgenen Gang von außen in den Zwinger schleiche. Was konnte das bedeuten? Sollten seine Verfol-

ger ihm auf die Spur gekommen sein? Er sprang auf und griff nach seinem Gewehr. Die beiden hohen und kleinen Gitter, welche längst keine Fenster mehr verwahrten, ließen nur ein mattes Licht in den Zwinger, aber doch genug um den Major bald erkennen zu lassen, daß die sich nähernde Gestalt kein feindlicher Verfolger, sondern seine Elsbeth war.

Wer schildert die Gefühle solcher Ueberraschung, wie dieser Augenblick sie brachte, wo der Mensch aus den Abgründen der Verzweiflung sich plötzlich emporgehoben sieht auf die sonnigen Höhen des Glücks!

Elsbeth's Botschaft war dem Major im Augenblick Nichts; ihre Erscheinung, welche die Hölle seines Zwingers in einen Himmel verwandelte, war ihm Alles. Er stand vor ihr wie ein von langer Blindheit Geheilter, der zum ersten Mal wieder das Sonnenlicht sieht. Erst nach und nach konnt' er sich fassen und sammeln und Ordnung in seine Gedanken und Worte bringen.

„Elsbeth," sagte der Major, gerührt ihre Hand küssend, „ich freue mich meiner Befreiung nur weil ich sie Dir verdanke! Mein Leben und was ich sonst mein nennen mag, ist mir hinfort nur dann noch etwas werth wenn Du es mit mir theilen

willst, durch die ich Alles habe was mir bleibt. Kannst Du Dich entschließen, mein Weib zu werden?"

Elsbeth umschlang ihn mit beiden Armen und sagte mit fester Stimme „ja!"

Er begleitete sie nun in's Pfarrhaus, wo er nur ganz kurze Zeit blieb, jedoch versprach, bald zurückzukommen. Er wollte erst, in dem verwilderten Zustande, in welchem er sich befand, mit der Befreiungsurkunde in der Hand sich dem kommandirenden Officier auf der Falkenburg vorstellen.

Dieser empfing den Major mit achtungsvoller Freundlichkeit und sagte, er habe schon von Kassel durch eine Staffette die direkte Weisung erhalten, ihm, sobald er sich melde, die Falkenburg mit allem Zubehör wieder zu freier Verfügung zu stellen. „Darf ich," schloß er mit einem Blick auf das verwilderte Aussehen des wiedereingesetzten Burgherrn — „darf ich, ohne indiscret zu sein, meinem Glückwunsche zu Ihrer Begnadigung die Frage folgen lassen, wo Sie sich in den letzten Tagen verborgen gehalten haben?"

„Das ist ein Geheimniß," erwiederte der Major, „welches ich Ihnen aus gewichtigen Gründen heute noch nicht verrathen darf. Wenn Sie mich

aber nächstens mit Ihrem Besuche beehren wollen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen den Ort zu zeigen. Daß er einen wenig beneidenswerthen Aufenthalt bot, verräth Ihnen mein Aussehn, das schneller Abhülfe bedarf. Die Abwickelung unserer Geschäfte erlauben Sie mir wohl bis morgen zu verschieben, allein Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir Gelegenheit geben wollten, mich möglichst schnell in eine bessere Verfassung zu setzen."

„Ihre Zimmer stehen Ihnen sogleich zur Verfügung, Herr Major; Ihr alter Leibdiener wird sich freuen Sie wiederzusehen, und was ich Ihnen zur Bequemlichkeit bieten kann, steht zu Befehl," sagte der Officier im verbindlichsten Tone. —

Sechzehntes Kapitel.

Ein Verlobungsmahl im Pfarrhause, wobei der Major, der Pfarrer und Veit Sächtel Standreden halten.

Eine Stunde genügte um den Major äußerlich in einen neuen Menschen umzuwandeln, und als solcher erschien er wieder im Pfarrhause, wo inzwischen nicht blos ein kräftiges Abendessen bereitet worden war, sondern auch der Tags zuvor entführte Wein sich wieder eingefunden hatte. Natürlich mußte der Förster an dem Festmahle theilnehmen und der wackere Mann sprach in der Freude seines Herzens dem Essen und dem Weine fast ebenso kräftig zu wie der Major, der seit einem halben Jahre kein regelrechtes Mahl eingenommen hatte. Elsbeth saß an seiner Seite und suchte ihm jeden Wunsch aus den Augen abzusehen, da sie ihn auffallend zerstreut und wortkarg fand. Er schwieg

aber nur um sich zu sammeln und was er auf dem Herzen hatte in eine kleine Standrede zusammenzufassen, die er beim Nachtisch, als die Gläser wieder gefüllt waren, mit bewegter Stimme an Elsbeth's Eltern richtete:

„In großen Uebergangszeiten wo die alten Zustände sich aufgelöst und die neuen sich noch nicht gefestigt haben, geht durch die meisten Herzen ein Riß, der rechte Befriedigung nicht aufkommen läßt. Die Einen sehnen sich schmerzlich nach den alten Zuständen zurück, aber vergebens, da Vergangenes nicht wiederkehrt; die Andern suchen, gleichfalls vergebens, die Zukunft nach ihren Wünschen zu gestalten. Was kommen soll, kommt, nicht ohne unser Zuthun, aber anders als wir es uns denken. Der Mensch ist nicht Herr seiner Thaten; wie rein unser Wollen auch sein möge: unser Handeln wird bestimmt durch eine Menge Antriebe und Verhältnisse die außer uns liegen, aber in uns wirken. Wir ernten was unsere Väter gesäet haben, und wo das Schlimme überwiegt, tritt eine Wendung zum Besseren erst dann ein, wenn das Uebel seinen höchsten Grad erreicht hat. Allein der Mensch strebt nach Glück so lange er lebt, und wenn er es draußen nicht finden kann, sucht er es daheim.

Der Riß, der durch unsere Herzen geht, kann nur ausgefüllt werden durch die Liebe. Mein Leben war verwirkt durch meine eigenen Anschläge; es wurde gerettet durch ein Wesen, welches mir schon lange vorher das liebste auf Erden war und welchem hinfort mein Leben gehört. Ich kann mir kein Glück mehr ohne Elsbeth denken, würde aber doch bei meinen vorgerückten Jahren nicht wagen um sie zu werben, wenn ich nicht wüßte daß auch sie mich lieb hat. Nur diese Ueberzeugung giebt mir den Muth, Sie, lieber Freund, und Sie, verehrteste Freundin, um Ihre Einwilligung und Ihren Segen zu meiner Verbindung mit Elsbeth zu bitten."

Die Frau Pfarrerin wischte sich die Thränen aus den Augen und reichte dem Major die Hand ohne ein Wort zu sagen; der Pfarrer aber erhob sich und sprach:

„Ich will in diesem Augenblicke nicht reden von der Ehre die meinem Hause widerfährt durch eine Verbindung mit dem alten Geschlechte von der Falkenburg; ich will nur meinen Gefühlen des Glücks Ausdruck geben, darüber, daß es mir vergönnt ist hier einen Bund zu segnen, welchen der Himmel selbst geschlossen hat. Elsbeth's Herz gehörte Ihnen lange bevor Sie um ihre Hand

warben; sie hat sich im Unglück bewährt und wird sich auch im Glück Ihrer würdig zeigen. Die fromme Demuth, das feste Gottvertrauen, die Selbstverleugnung, Treue und Hingebung welche sie schon vor der Ehe gezeigt, werden ihr für die Ehe eine köstliche Mitgift sein. Und so segne ich ihren Bund mit Ihnen von ganzem Herzen und flehe auf zu Gott, daß Er ihn krönen möge mit der Krone des Glücks und häuslicher Zufriedenheit!"

Der Major schloß Elsbeth in den Arm und küßte dann in der Freude seines Herzens den Pfarrer, die Pfarrerin (die sich erst die Thränen und den Mund abwischte) und auch den treuen Förster. „Meine lieben Freunde," sagte er, als er sich wieder gesetzt hatte, „wir sind hier beisammen, nicht mehr Menschen als wir Sinne haben oder Finger an einer Hand zählen, und doch ist es in dieser Zeit der Spaltungen und der inneren und äußeren Zerrissenheit ein großes Glück sagen zu können, daß wir so zusammengehören, stehen und halten, wie die fünf Sinne oder die Finger an einer Hand."

Es klopfte an der Thüre. Der Pfarrer erhob sich um nachzusehen, und zu seiner, wie der Anderen nicht geringen Ueberraschung trat in's Zim-

mer Veit Sächtel, in so feinem Anzuge als ob er zum Verlobungsschmause vorbereitet gekommen wäre. „Gott der Gerechte!" rief er, den Major von oben bis unten musternd, der ihm mit ausgestreckter Hand entgegengetreten war: „sehe ich Sie denn wieder, Herr Major, leibhaftig, lebendig, mit meinen eigenen Augen! Nun, Gott sei gelobt! Und man sieht's Ihnen gar nicht an, daß Sie so lange sollen gelebt haben in Wäldern und Schluchten und Höhlen, und was die Menschen Alles erzählt haben!"

Er stieß diese Worte mit halb athemloser Stimme hervor, und wischte sich dabei mit einem großen, seidenen Tuche den Schweiß von der Stirn.

„Setzen Sie sich zu uns, lieber Sächtel," sagte der Major, „und ruhen Sie sich aus, Sie scheinen ermüdet zu sein."

„Hat nichts zu bedeuten," erwiederte Sächtel, der Einladung folgend — „ich habe mich nur ein bischen übereilt auf dem Wege vom Dorf, wo ich meinen Wagen habe stehen lassen im Wirthshause, bis hierher, wo's hoch heraufgeht. Ich wollte mir die steifen Füße ein bischen vertreten nach dem langen Fahren und es ist mir ganz heiß dabei geworden. Aber ich hatte große Eile

zu kommen. Dachte ich doch heute Mittag beim Essen noch nicht daran, daß ich heute Abend würde sein hier im Pfarrhause. Da kommt Anselm Meier zu mir und sagt: „Hast Du schon gehört, Sächtel, was sich hat zugetragen?" Nun, sag' ich, was soll sich haben zugetragen? Jacobson wird doch nicht haben fallirt? — „Gott der Gerechte!" sagt er, „was thu' ich mit Jacobson? Hier ist nicht die Rede von Jacobson, aber die ganze Stadt ist voll davon wie das schöne Fräulein, die Tochter des Pfarrers von der Falkenburg, ist gekommen nach Kassel und hat sich dem König, der von Wilhelmshöhe gefahren kam, vor die Pferde geworfen und hat gerufen: Begnadigen Sie den Major, Majestät, oder ich laß' mich überfahren! Und die Pferde haben gefühlt Mitleid und sind stehen geblieben; und der König hat auch gefühlt Mitleid und hat den Major begnadigt." Darauf ist Anselm Meier wieder gegangen, und ich bin gelaufen zu Seiner Excellenz dem Herrn Minister von Bülow, mit dem ich habe viel Geldgeschäfte, und ich hab' ihn gefragt ob Alles wahr sei, und er hat mir's bestätigt und gesagt: „Die Sache ist richtig, Sächtel, der Major ist frei und wird auch zurückerhalten seine Güter; die Papiere werden schon ausgefertigt." Da hat mir das Herz

gehüpft vor Freude und ich hab' mir gesagt: Du mußt sorgen, Sächtel, den Major noch heute zu sehen, denn er wird gerade jetzt brauchen Geld, und es wäre doch schmerzlich wenn Dir ein Anderer käm' zuvor. So hab' ich lassen anspannen und bin gefahren bis zum Dorf und hab' mir gedacht, wenn ich gehe in's Pfarrhaus, da wird man wissen wo der Major zu finden. So bin ich heraufgekommen und finde Sie Alle so fröhlich beisammen. Nun, Gott sei gelobt!"

„Lieber Sächtel," sagte der Major, ihm nochmals die Hand schüttelnd, „ich wüßte Niemand, der uns Allen als Gast heute willkommener sein könnte als Sie; wir feiern hier nicht blos ein fröhliches Wiedersehn, sondern auch eine glückliche Verlobung. Stoßen Sie mit mir an auf das Wohl meiner Lebensretterin und Braut!"

„Mögen Sie Alles so freudig thun im Leben, wie ich jetzt auf Ihr Glück trinke!" sagte Sächtel, das Glas an die Lippen setzend, zu Elsbeth gewandt, und möge Ihnen alles Gute so angenehm eingehen wie mir dieser Wein! Denn oft wird uns Süßes gereicht in bitterer Schale und Gutes in rauher Hülle, und wir verstehen es nicht. Möge Ihren Schritten Glück folgen und möge Ihr Haupt ruhen auf den Kissen des

Glücks! Mögen Sie werden der Schmuck und die Krone Ihres Hauses, und bleiben der Trost und die Freude Ihres Erkorenen!"

Elsbeth stieß mit ihm an und sagte: „Ich werde täglich Gott bitten, mich des Glückes würdig zu machen das Er mir bereitet.'

Sächtel fuhr fort: „König Samuel sprach: Eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Kuß. — Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib das den Herrn fürchtet, soll man loben." Darauf wandte er sich zum Major und sagte: „Samuel sprach ferner: Wem ein tugendsames Weib beschert ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen. Sie wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke werden sie loben."

Die mit großer Einfachheit und Herzlichkeit gesprochenen Worte Sächtel's machten auf Alle einen tiefen Eindruck. Man blieb noch eine Stunde in erbaulicher Unterhaltung beisammen und dann ließ sich's der wackere Förster nicht nehmen Sächtel in's Wirthshaus hinunterzugeleiten, wähend der Major zum Erstenmal nach so langer Zeit heimatlosen Umherstreifens wieder seine Nachtruhe auf der Burg seiner Väter suchte und fand.

Die letzten Falkenburger.

II.

Wenn ein liebendes Paar zusammengebracht ist, so pflegt die Geschichte zu schließen, obgleich die eigentliche Prüfungszeit erst mit der Ehe beginnt. Es ist leichter, glücklich zusammen zu kommen als glücklich beisammen zu bleiben, und die Erfahrung, daß nur wenige Ehen der poetischen Darstellung dankbaren Stoff bieten, mag wohl Hauptursache sein, daß der Dichter sein auserlesenes Paar verläßt ehe die Hochzeitsblumen verwelkt sind. Wir müssen in unserm Falle eine Ausnahme von der Regel machen, da der wichtigste Theil unserer Geschichte noch zu erzählen übrig bleibt. Ein Mann der sich in jungen Jahren verheirathet, mag durch die Ehe, ob sie nun glücklich oder unglücklich sei, leicht so verändert werden, daß er, verglichen mit dem, was er früher war, kaum noch zu erkennen ist. Man hat Beispiele, daß aus den leichtlebigsten jungen Leuten die ge=

setztesten Ehemänner wurden, und umgekehrt daß die scheinbar solidesten jungen Leute welche die Liebe erst durch die Ehe kennen lernten, später die leichtsinnigsten Ehemänner wurden. In dem Alter, in welchem der Major stand, als er seine Elsbeth heimführte, ändert sich der Charakter des Mannes in seinen Grundzügen nicht mehr. Waren auch die Umstände welche dieses Paar zusammenführten, absonderlicher Art, so würde doch wahrscheinlich ihre Ehe eine durchaus glückliche gewesen sein, wenn sie ganz auf sich angewiesen geblieben wären, denn Beider Streben war darauf gerichtet, in ihren Wünschen und Neigungen einander entgegen zu kommen. Allein, wer in der Welt lebt, kann sich nicht ganz von seiner Umgebung abschließen. Es drängen sich durchs Leben eine Menge Berührungen auf die man nicht sucht, und leicht und gern entbehrt man nur das, was man in Fülle haben kann. Der Major hatte die geselligen Genüsse welche seine Nachbarschaft ihm bot, nie absonderlich hoch angeschlagen und würde sie jetzt in der Ehe noch viel leichter entbehrt haben als früher, wenn er die Ueberzeugung gehabt hätte, daß seine Elsbeth in der Achtung der Welt ebenso hoch stände, als in der seinen. Allein gerade Das was sie ihm werth und theuer machte,

gab in der Welt Anlaß zu allerlei Mißdeutungen. Die hochherzige Aufopferung welche sie ihm bewiesen, wurde von den Alltagsseelen, die sich eines ähnlichen Aufschwunges nicht fähig fühlten, nicht verstanden, nicht gebilligt und nicht einmal entschuldigt. Jeder Schritt den Elsbeth über das Geleise des Gewöhnlichen hinaus gethan hatte, wurde ihr angerechnet als ein Ueberschreiten der Grenzen der Weiblichkeit und des Erlaubten. Selbst diejenigen Damen welche milder urtheilten, würden es trotz ihrer Begriffe oder Maske von Tugend doch natürlicher gefunden und lieber gesehen haben, daß der Major von der Falkenburg Elsbeth zu einer bloßen Dirne erniedrigt, als zu seiner Gemahlin erhoben hätte. Fürchtete man den Major auch zu sehr, um ihm offen zu sagen, was man dachte, so dachte man doch in den vertrauten Kreisen wo man sich sicher glaubte, nur zu laut, und alles Geklatsch hat die Eigenthümlichkeit, daß es auf Umwegen immer noch vergrößert und verschlimmert zu den Ohren Derer kommt, denen es gilt. Der „alte Major,“ wie er schon seit Jahren immer genannt wurde, verstand in solchen Dingen keinen Spaß. Ueber ihn selbst mochten die Leute schwatzen was sie wollten; aber an der Ehre seiner Elsbeth sollte Niemand zu mäkeln wagen. Er

verfolgte den bösen Hauch der über sie zu ihm gedrungen war, bis zu seiner Quelle und da sich mit den Frauen nicht kämpfen ließ, so wurden die Männer vor die Klinge gefordert und ein paar von ihnen arg zugerichtet; allein das Glück Elsbeth's wurde dadurch nicht erhöht und ihre Stellung nicht verbessert und den Major machte es oft sehr unglücklich, seiner Gemahlin das gewünschte Ansehen auch mit dem Schwerte nicht erkämpfen zu können. Ganz ohne Umgang mit Andern kann auch das glücklichste Ehepaar auf die Dauer nicht leben und da der hartköpfige Major sich nach und nach mit seiner ganzen adeligen Nachbarschaft überworfen hatte, so blieb ihm nichts übrig, als seinen geselligen Verkehr in anderen Kreisen zu suchen. Hier war es ihm aber wieder peinlich, daß die Leute meist zu unterwürfig gegen ihn auftraten und ihm so einen freien und bequemen Verkehr, wie er ihn wünschte, unmöglich machten. Er suchte nun seiner Elsbeth, was ihr an äußern geselligen Vergnügen abging, durch doppelte Aufmerksamkeit im Hause zu ersetzen — und sie lebte und webte so ganz in ihm, daß sie nach gar nichts weiter Verlangen trug. Wenn sie je wünschte in den Kreisen der großen Welt glänzen zu können, so war es nur deshalb um ihm zu zeigen, wie leicht es ihr

werde, ihm Alles zu opfern. Man kann aber nicht opfern was man nicht hat, und so kam auch sie nie zu voller Zufriedenheit, weil sie ihn nie völlig zufrieden sah.

Sein Mißmuth wurde noch bedenklich gesteigert durch die Behandlung welche er vom Kurfürsten erfuhr, als dieser nach der Befreiung des Landes von der Franzosenherrschaft in seine Hauptstadt zurückkehrte und die Regierung wieder aufnahm, als ob während der langen Zeit seines Exils daheim in der Heimat gar nichts Besonderes vorgefallen wäre und Alles im Lande noch auf dem alten Flecke stände.

Obgleich der verunglückte Dörnberg'sche Aufstand im Interesse und mit der Zustimmung des Kurfürsten unternommen war, so wußte er doch den Theilnehmern jetzt nicht den geringsten Dank dafür, ja, behandelte sie nicht viel besser als Rebellen. Seiner Gunst hatten sich vorwiegend Diejenigen zu erfreuen, welche sich am geschmeidigsten und geschicktesten in den Wechsel der Dinge zu fügen gewußt hatten. Am schlechtesten kam der Major weg, einmal weil er sich an dem unglücklichen Aufstand betheiligt hatte, dann, weil er in so abenteuerlicher Weise vom König Jérôme begnadigt worden war, und endlich, weil er die Ver=

anlasserin dieser Begnadigung zu seiner Gemahlin gemacht hatte. Diese an den Hof zu führen und der gesellschaftlichen Vorrechte ihrer Stellung theilhaftig werden zu lassen, durfte er sich nicht erlauben.

Der alte Sächtel, der in den letzten Jahren der westfälischen Herrschaft ein seltener Gast auf der Falkenburg geworden war, fand sich seit der Herstellung des kurfürstlichen Regiments wieder öfter ein und wußte dann immer eine Menge Geschichten zum Nachtheil der neuen Ordnung der Dinge zu erzählen, Geschichten, die den Major peinlich berührten. Er begriff sehr wohl, daß Sächtel und dessen begüterte Glaubensgenossen während der Franzosenzeit, wo auf Kasten- und konfessionelle Unterschiede wenig Gewicht gelegt wurde, sich, auch abgesehen von dem größern Geldgewinn, behaglicher fühlen mußten in der Hauptstadt als jetzt, wo ihre sociale Stellung wieder eine sehr gedrückte geworden war; er begriff nicht minder, daß alle Speculanten und Industriellen, denen das üppige Treiben das westfälischen Hofes eine reiche Quelle des Gewinnes gewesen war, sich danach zurücksehnten, wie die Kinder Israels in der Wüste nach den Fleischtöpfen Egyptens, allein es war ihm höchst peinlich, solche Vergleiche zwischen der ma=

gern Gegenwart und der fetten Vergangenheit in seinem Hause mit anhören zu müssen, das einst ein Herd der Bewegung gewesen war welche den Kurfürsten wieder an's Ruder bringen sollte. Die alte treue Anhänglichkeit an seinen Landesherrn wurzelte zu tief in ihm, als daß dessen verändertes Benehmen sie hätte ausreißen können. Zugleich aber hatte er große Rücksichten gegen Sächtel zu nehmen, dem er so bedeutende Summen schuldete, daß er geschäftlich ganz von ihm abhing.

Der Major war, wie wir wissen, immer ein schlechter Wirthschafter gewesen und hatte bis zu seiner Verheirathung kaum je einen klaren Ueberblick über seine Verhältnisse gehabt. Erst durch Elsbeth, die sich der Geschäfte mit großem Eifer annahm, erhielt er nach und nach eine klare Einsicht in den Stand der Dinge und begriff, wie groß seine Verpflichtungen gegen Veit Sächtel waren, dessen Vermögensverhältnisse im Laufe der Zeit in demselben Grade gestiegen, wie die des Majors gefallen waren. Elsbeth arbeitete nach Kräften darauf hin, eine größere Ordnung in die Verwaltung der Güter zu bringen; allein das lang Vernachläßigte ließ sich nicht mit einem Male in geregelte Bahnen zwingen. Es bedurfte großer Ausdauer und strenger Sparsamkeit um einem

gänzlichen Ruine vorzubeugen. Der Major befand sich begreiflicherweise unter solchen Verhältnissen seinem frühern Schützling Sächtel gegenüber in einer sehr gedrückten Lage. Die Beziehungen hatten sich umgekehrt. Aus dem ehemaligen Gönner war nun selbst ein Schützling geworden. Ein paar gute Erntejahre machten es möglich, wenigstens einen Theil der großen Schuld an Sächtel abzutragen, der dem Major gegenüber ein großes Zartgefühl offenbarte und ihn niemals drängte. Aber die Gesundheit des guten Sächtel stand auf schwachen Füßen. Der alte Mann verrieth schon eine große Neigung, kindisch zu werden, und dem Major war es ein schrecklicher Gedanke, nach dem wahrscheinlich nicht mehr fernen Tode Sächtel's in Abhängigkeit von dessen beiden Söhnen und Erben zu gerathen. Der eine dieser Söhne war bei einem großen Bankgeschäft in Frankfurt am Main betheiligt und der andere hatte ein eigenes Bankgeschäft in Paris gegründet. Sie besuchten ihren Vater einmal zu gleicher Zeit bei Gelegenheit der Verheirathung einer Schwester in Kassel und Sächtel glaubte dem Major eine große Freude zu machen, wenn er seine Söhne, deren feine Bildung und vornehmes Aussehen er nicht genug rühmen konnte, zu ihm auf die Falkenburg

führte. Es wurden dort natürlich die besten Vorbereitungen zu ihrem Empfange getroffen und ihnen die besten Gastzimmer eingeräumt; allein sie geberdeten sich dermaßen als große Herren und trugen so viel von den unangenehmen Seiten des reichen Judenthums zur Schau, daß es eine schwere Aufgabe für den Major war, seinen Gleichmuth gegen sie zu bewahren. Ein Jahr darauf wurde Sächtel wirklich zu seinen Vätern versammelt und seine Söhne fanden keine Veranlassung, die zarten Rücksichten welche er gegen den Major genommen hatte, in ihr Erbtheil einzuschließen. So hatte es denn der Major fortan bis zum Ende seines Lebens, das durch diese Sorgen wesentlich verbittert und gewiß auch gekürzt wurde, mit sehr unangenehmen Gläubigern zu thun.

Zu allen diesen Dingen kam nun noch der Kummer Elsbeth's darüber, daß sie durch ihren Schritt es dem Major unmöglich gemacht hatte, an den großen Kämpfen zur völligen Vernichtung der Fremdherrschaft in Deutschland Theil zu nehmen. Als ein großes Glück war es unter solchen Umständen zu betrachten, daß ihre Ehe durch gesunde und blühende Kinder gesegnet wurde, welche bei günstigen Anlagen zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Sie hatten zwei Söhne, von

welchen der erste, Otto, mehr dem Vater, der zweite, Max, mehr der Mutter ähnlich sah. Die Schicksale dieser beiden Söhne, denen der Vater seine ganze Zärtlichkeit und Sorge widmete, sollten sich noch seltsamer gestalten, als die der Eltern. Der Zufall führte mich auf meinen Reisen mit einem derselben auf einige Zeit zusammen und während ich alles Vorhergehende zumeist nach Tagebüchern erzählt habe, die mir aus dem Nachlasse des Majors zu Händen gekommen, theils nach mündlichen Ueberlieferungen, welche während eines längeren Aufenthaltes in seiner Heimat zu meiner Kenntniß kamen, wird alles Folgende nur eine Aufzeichnung Dessen sein, was ich aus dem Munde seines ältesten Sohnes selbst vernommen. Ich muß mich dabei einen Augenblick in den Vordergrund stellen um die Umstände zu berichten unter welchen ich die Bekanntschaft des vom Schicksal so schwer geprüften Mannes machte.

Im Frühling des weltbewegenden Jahres 48, dessen Stürme Staaten wie Menschen auf unberechenbare Bahnen trieben und vorerst zu ganz andern Zielen führten als den erstrebten, verschlug auch mich ein launischer Schicksalswind ganz gegen meinen Wunsch und Willen nach Venedig.

Allerdings war es ursprünglich meine Absicht

gewesen meine italienische Reise durch einen Besuch der pfahlgetragenen Meeresstadt zu beschließen; allein verschiedene Umstände hatten zusammengewirkt, meinen Plan dahin zu ändern, von Rom aus über Florenz, Bologna, Verona, Recoaro, Ala u. s. w. auf dem kürzesten Wege nach der Heimat zurückzukehren. Es war nicht die Revolution allein welche mich aus Italien vertrieb; denn die Revolution fand ich überall wieder, wohin ich kam. — Genug ich hatte dringende Gründe, meine Heimkehr zu beschleunigen.

In Italien stand damals der Aufruhr in vollen Flammen. Als ich am 26. März in Florenz eintraf, fand ich das lärmende Volk gerade damit beschäftigt, das Wappen der österreichischen Gesandtschaft herunterzureißen, mit Füßen zu treten und auf alle mögliche Weise zu verunglimpfen; jeder Deutsche der sich auf der Polizei durch seinen Paß nicht befriedigend ausweisen konnte, lief Gefahr als ein österreichischer Spion verhaftet zu werden.

Von den kleineren deutschen Staaten hatte man auf den italienischen Polizei-Büreaux sehr zweifelhafte Kenntnisse. Ich war auf meinem Paß als Hannoveraner, also italienisch „Annoverano“ bezeichnet und entging dem Verdacht, als

solcher österreichischer Spion zu sein, nur dadurch, daß ich den betreffenden Polizisten versicherte, Hannover sei eine Provinz des Königreichs Polen.

In Florenz riethen mir aufgeklärte italienische Freunde, die dreifarbige Kokarde aufzustecken und unterwegs so oft wie möglich in den Volksjubel mit einzustimmen, weil dies für einen Fremden der einzige Weg sei, allen Verdacht von sich abzuwenden. So kam ich glücklich bis Bologna, wo ich zu meinem großen Leidwesen erfuhr, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken sei. Radetzky, aus Mailand und allen übrigen Städten des lombardisch-venetianischen Königreichs verdrängt, hatte seine Truppen bei Verona concentrirt und dadurch allen freundlichen Verkehr zwischen Bologna und Verona abgesperrt. Man erwartete über kurz oder lang eine Schlacht und die heißblütigen Italiener zweifelten nicht, daß sie den alten Feldmarschall eben so leicht von Verona forttreiben würden, wie sie ihn von Mailand vertrieben hatten. Darüber konnten jedoch noch Wochen vergehen und so lange in Bologna zu bleiben, war mir unmöglich. Ich erkundigte mich deshalb bei meinem Wirthe, ob es nicht ein Vetturino auf sich nehmen würde, mich gegen gute Bezahlung bis Recoaro zu schaffen. In der That

fand sich ein Vetturino, der das Wagestück aus=zuführen versprach, dafür aber eine Summe Gel=des verlangte welche meine augenblicklichen Mit=tel überstieg, da ich unterwegs kein Geld auf=nehmen konnte und bis Hannover doch noch viel auszugeben hatte.

Glücklicherweise befanden sich verschiedene Deut=sche im Hôtel, die, von Rom kommend, sich nach der Heimat zurücksehnten, und einige machten mir sofort den Vorschlag, sich mit mir in die Zahlung des Vetturino zu theilen, wenn ich mich entschlie=ßen könnte, die Reise gemeinschaftlich mit ihnen zu machen. Hierzu war ich gern bereit und es wurden unverzüglich die Anstalten zur Abreise getroffen. Meine Reisegesellschaft bestand in einem jungen, wenig interessanten Ehepaar aus Berlin und einem etwa vierzigjährigen Manne von sehr distinguirtem und sympatischem Aeußeren, aber we=nig gesprächiger Natur. Er antwortete meist zer=streut auf die ihm vorgelegten Fragen, und Alles was um ihn her vorging, war ihm, so schien es, nur Nebensache mit dem, was seine tiefste Seele beschäftigte, seine geistvollen braunen Augen um=florte und über seine edlen, männlichen Züge einen Schatten unsäglicher Wehmuth warf.

Ich war ihm schon während meines Winter=

aufenthaltes in Rom öfter begegnet, aber nie näher mit ihm zusammen gekommen. Er schien alle Gesellschaft zu meiden; selbst in den Sammlungen des Vatikan schienen seine großen, braunen Augen mehr nach innen als nach außen zu blicken. Mir war seine Gesellschaft sehr angenehm, auch wenn er nicht sprach, weit angenehmer als die des jungen Berlinischen Ehepaares, welches nie aufhörte zu sprechen, auch wenn es nichts zu sagen hatte; ich benutzte deshalb die erste Gelegenheit, um aus dem Innern des Wagens zu entschlüpfen, um mich zum Kutscher auf den Bock zu setzen, und zwar nicht blos um von dem albernen Geschwätz erlöst zu werden, sondern auch um mich des bunten Lebens um mich her erfreuen zu können, mein Antlitz in der Frühlingsluft zu baden und die malerischen Gruppen zu bewundern, welche überall vor meinen Augen auftauchten. In den stadtähnlichen Dörfern, durch welche wir kamen, versammelte sich immer alsbald eine lärmende Menschenmasse um unsern Wagen, um unsere Papiere zu untersuchen und uns über Ziel und Zweck unserer Reise auszufragen, welche ungewöhnlich erscheinen mußte zu einer Zeit, wo alle Postverbindung zwischen Bologna und Verona aufgehört hatte. Auch hatten wir's an den meisten

Orten, durch welche der Weg uns führte, irgend einem glücklichen Zufall zu verdanken, daß man uns friedlich weiter ziehen ließ — unbehelligt kann ich nicht sagen, denn die Plackereien mehrten sich je weiter wir kamen, allein die guten Leute wußten offenbar nicht was sie mit uns anfangen sollten. Schon in der ersten größeren Ortschaft die wir von Bologna aus erreichten, wollte man uns zur Umkehr zwingen, aber der dort wohlbekannte Vetturino, welcher wußte, daß sich eine Gelegenheit soviel Geld zu verdienen nicht leicht wiederholen durfte, setzte es durch, daß man unsere Pässe zur Weiterreise visirte. Auf der zweiten Station fand sich, nachdem das Volk unseren Wagen eine halbe Stunde lang lärmend umdrängt hatte, ein Officier der neugebildeten Guardia civica, der uns freundlich weiterhalf. Im nächsten Orte aber wollte man uns festnehmen und zwang uns vorläufig die Nacht dort zu bleiben, ließ uns jedoch, da die genaueste Untersuchung unserer Pässe nichts Verdächtiges ergab, am andern Morgen mit der Bemerkung ziehen: daß wir jedenfalls klüger thun würden nach Bologna zurückzukehren.

Die Männer waren bis auf die kleinen Jungen herab mit Dolchen, Pistolen und Säbeln bewaffnet; selbst unter den Frauen fanden sich viele,

welche den Dolch im Gürtel trugen. Obgleich durch viele unfreiwillige Aufenthalte unsere Reise weniger schnell vor sich ging als sonst der Fall gewesen sein würde, so hatten wir doch schon eine gute Strecke Weges zurückgelegt, als plötzlich ein Lärm an unser Ohr schlug, mit welchem verglichen alle bisherigen Lärme uns nur wie Kinderspiel erschienen. Aus der Ferne tönte es her wie furchtbares Donnergerolle. Dazwischen schien es zu knattern wie Pelotonfeuer und bald sahen wir uns von einer Menge Flüchtlinge umringt, welche keinen Zweifel darüber ließen, daß sich in der Nähe ein Gefecht entsponnen hatte. Die italienischen Freischaaren, die sogenannten Crociati oder Kreuzfahrer, welche Pius IX. vom Balkon des Lateran herab noch vor meinen Augen zum heiligen Kampfe gegen Oesterreich gesegnet hatte, waren mit Radetzky's Truppen zusammen gestoßen, und von diesen auf das Kläglichste zurückgeworfen worden. Wenn man die größtentheils sehr hübschen und malerischen Gestalten in sammetnen Gewändern, mit blendend weißen und feinen Manschetten und Kragen in ihren Waffenübungen sah, so machten sie den Eindruck, als ob sie sich zu irgend einem Festspiele, wobei sie mit Waffen zu hantiren hätten, vorbereiten wollten; jetzt

kamen sie uns in flüchtigen Haufen entgegen als lebendige Beweise, daß der Segen des heiligen Vaters sich machtlos an ihnen erwiesen hatte im Kampfe gegen kriegsgewohnte Kroaten.

Doch gab es unter den Flüchtigen auch wettergebräunte Gesichter, denen man es ansah, daß sie lieber Stand gehalten hätten, als davongelaufen wären, wenn sie nur bessere Unterstützung gefunden. Unser Wagen wurde angehalten und uns erklärt, daß wir umkehren müßten, da bei der jetzigen Lage der Dinge nur österreichische Spione auf den Gedanken kommen könnten, nach Verona zu fahren, mitten in's Hauptquartier des Nationalfeindes hinein.

Mir kam die Geschichte so närrisch vor, daß ein unwillkürliches Lächeln über meine Züge flog, welches mir jedoch sehr übel genommen wurde. Man erklärte uns sammt und sonders für Gefangene und gab uns zu wissen, daß wir vorläufig nach Venedig transportirt werden sollten, um dort unser weiteres Schicksal zu erwarten. Eine kleine Abtheilung der jungen, sammetnen Kreuzfahrer eskortirte uns und so kamen wir in das damals auf kurze Zeit wieder ganz freie Venedig, wo es mir sehr bald gelang, den Verdacht österreichischer Späherschaft sowohl

von mir, wie von meiner Reisegesellschaft abzuwälzen.

Zu jener Zeit spielte nämlich Heinrich Stieglitz in Venedig eine große Rolle; er hatte sich an die Spitze der Aufständischen gestellt und mit gezogenem Säbel eine Ansprache an die österreichische Besatzung gehalten, welche diese veranlaßte, ohne Blutvergießen abzuziehen. In Folge dieses großen Dienstes, den Stieglitz der neuen Republik geleistet, so wie in Folge seiner Freundschaft für die beiden Dictatoren Manin und Tommaséo fiel sein Wort schwer in's Gewicht. Ich setzte ihn durch ein paar Zeilen von meiner eigenthümlichen Lage in Kenntniß und er zögerte nicht, mich zu besuchen und mir alle möglichen Erleichterungen zu verschaffen: ganz nach eigenem Ermessen handeln konnte er so wenig wie die Regierung, da im Staate Venedig Alles auf den Kopf gestellt war und das Volk selbst auf der Straße die Herrschaft führte, wenn auch in ziemlich harmloser Weise. Die Leute kamen uns vor wie die Kinder mit ihrem liebenswürdigen Naturell und ihren Unarten. Als wir in das zu unserm Unterkommen bestimmte Haus (Casa Cattaneo) geführt wurden, wo eine alte Venetianerin, die Strohwittwe eines mit dem österreichischen Militair ab=

gezogenen Feldwebels, für unsere leibliche Verpflegung zu sorgen hatte, wurden unsere Führer von dem herbeiströmenden Volke gefragt, wer wir wären, und auf die Andeutungen, daß wir im Verdachte stünden, österreichische Spione zu sein, ergoß sich eine Flut von Schmähungen über uns, welche deutsch wiederzugeben, unmöglich sein würde.

Stieglitz, der in den Journalen und öffentlichen Reden als einer der Helden des Tages gefeiert wurde, sorgte nun vor Allem dafür, uns die Erlaubniß zu erwirken, daß wir, wenn auch unter Aufsicht, nach Belieben ausgehen und uns in Venedig umsehen dürften. Er selbst begleitete uns, soweit es seine Zeit erlaubte, auf unseren Wanderungen und seine Gegenwart genügte, alle Insulten von uns fern zu halten und die wackern Venetianer zu überzeugen, daß sie in uns keine Feinde zu fürchten hätten.

Es hätte auch wahrlich für einen Spion nichts Anderes als Urkomisches auszuspioniren gegeben; die Leute wußten entschieden selbst nicht, was sie mit ihrer Freiheit anfangen sollten; sie begnügten sich, in hellen Haufen durch die Straße zu marschiren und kriegerische Lieder zu singen, oder große Strohpuppen anzufertigen, welche Radetzky,

Haynau und andere gefürchtete feindliche Heerführer vorstellen sollten, und diese am hellen Tage auf der Straße unter dem Jubel des Volkes zu verbrennen.

Beim Anschauen dieser Straßenbilder, beim Besuch der Kunstschätze Venedigs, dem Verkehr mit vielen ausgezeichneten Venetianern, von welchen mir besonders der treffliche Pasini lebendig im Gedächtniß geblieben, der mir ein Exemplar der von ihm neu herausgegebenen Reisen des Marco Polo verehrte, schwanden die Tage sehr rasch dahin; dennoch zog es mich mächtig nach der Heimat zurück, wo ein schwer krank darniederliegender Vater mich erwartete. Mein Reisegefährte, der sich Professor Falkenburg nannte, theilte meine Unruhe, aber ohne die Gründe anzugeben, welche ihn nach der Heimat zurückzogen.

Eines Abends saßen wir, unser Eis schlürfend, vor dem Café Mendel auf dem Markusplatz, in anregender Unterhaltung mit Stieglitz und einigen seiner venetianischen Freunde, zu welchen sich auch Manin gesellte; es war die Rede von einem damals eine große Rolle spielenden Manne, über welchen sich die verschiedensten Urtheile kund gaben.

Er stand nämlich im Verdacht seinen eigenen Bruder ermordet zu haben. Nun wurde von Eini=

gen behauptet, daß dies ein falscher Verdacht sei, von Andern, daß er die That ohne bösen Vorsatz in Folge eines unglücklichen Zufalls gethan und bitter dafür gebüßt habe.

„Einerlei,“ rief ein junger Venetianer, „ein Brudermörder sollte sich nicht so in den Vordergrund des öffentlichen Lebens drängen. Hat er den Mord auch nicht vorsätzlich begangen, so bleibt eine solche That doch immer ein Unglück und der Thäter ein gezeichneter Mann. Glück und Unglück kommt von Gott; wir sollen uns im Glück nicht überheben, aber noch weniger im Unglück. Wenn dieser Mann das Unglück, einen Bruder um's Leben gebracht zu haben, in der Stille zu büßen und durch gute Werke zu sühnen suchte, so würde die Theilnahme aller Wohlgesinnten mit ihm sein. Da er sich aber mit solcher Schuld in den Vordergrund des öffentlichen Lebens drängt, wo nur makellose Charaktere zu sehen sein sollten, so muß er sich mit dem Beifall und der Theilnahme Derer begnügen, die jedem Marktschreier zujauchzen.“

„Vielleicht ist es ihm Bedürfniß,“ sagte Stieglitz, „sich am öffentlichen Leben zu betheiligen, um im lauten Tageslärm die Kraft zum Weiterleben zu finden, die ihm die Ruhe und Einsamkeit versagte.“

Ich wollte eben auch mein Urtheil über die Frage abgeben, als mein Blick auf den Professor Falkenburg fiel, der, während der Unterhaltung wie theilnahmlos, ganz in sich versunken gesessen hatte, in der That aber sich in der heftigsten Gemüthsbewegung befand und jetzt plötzlich von einer Ohnmacht befallen wurde. Er saß mir dicht zur Seite und schlug bewußtlos mit dem Kopf auf meine Schulter, ais ich eben anfangen wollte zu reden. Als es uns, mit Hülfe eines anwesenden Arztes, gelungen war ihn wieder zu sich zu bringen, begleitete ich ihn nach Hause und blieb die ganze Nacht bei ihm auf, da er wieder in solche Aufregung gerieth, daß ich das Schlimmste für ihn befürchten mußte.

„Was mögen Sie nur von mir denken," rief er ein Mal über das andere in großer Unruhe — „was mögen Sie nur von mir denken."

„Wahrlich nichts Böses," antwortete ich ihm beruhigend.

„Ich schäme mich," hub er gleich wieder an, „daß Sie und noch mehr, daß die Andern mich vorhin so schwach gesehen haben, daß eine trübe Erinnerung mich plötzlich so überwältigen konnte, mir die lang geübte Herrschaft über mich selbst bis zur vollständigen Bewußtlosigkeit zu rauben. Ist

ein Mann nicht verächtlich, der sich so wenig im Zügel zu halten weiß?"

„Es giebt Gefühle und Erinnerungen, die stärker sind als wir und die, wenn sie unvorbereitet auf uns eindringen, selbst den besten und kräftigsten Mann jählings überwältigen können; unsere schlimmsten Feinde nähren wir in unserer eigenen Brust."

„Unsere schlimmsten Feinde nähren wir in unserer eigenen Brust," wiederholte er, mit Kopfnicken zu Boden schauend, „das ist eine bittere Wahrheit. Sie scheinen von mir mehr zu wissen, als ich ahnte," fuhr er, mir plötzlich voll in die Augen blickend, fort. „Sagen Sie mir aufrichtig was Sie von mir denken; aber ganz rückhaltslos."

„Was ich vorhin bemerkte," sagte ich gelassen, „war nur die Frucht eigener bitterer Erfahrungen; ich habe auch Gedanken und Erinnerungen, die ich lieber nicht haben möchte, denen ich aber, da ich sie nicht bannen kann, so viel an mir ist, ein Gegengewicht zu geben suche durch erfreulichere Eindrücke. Der bloße Verstandesmensch ist einem solchen Zwiespalte in sich selbst weniger ausgesetzt als der Gefühlsmensch. Dieser seufzt oft, wie Hamlet, unter einer Bürde, die er nicht abschütteln kann und doch auch nicht stark genug ist, weiter

zu tragen. Nichts drückt schwerer, als ein dunkles Geheimniß, das wir Niemandem anvertrauen dürfen oder Niemandem anvertrauen mögen, und Mancher ist unter solcher Last zusammengebrochen. Aufgeklärte Protestanten haben noch in vorgerückten Jahren blindlings im Schooße der katholischen Kirche ihr Heil gesucht, um ihr Gewissen durch die Beichte erleichtern zu können. Ich selbst würde oft nicht aus noch ein gewußt haben, wenn mir der gütige Himmel nicht den Trost gegeben hätte, mich im Liede aussprechen zu können. Was der Hauch des Mundes einem fremden Ohre nicht anzuvertrauen wagte — das vertraute die Feder in schweren Stunden dem Liede an und das Herz fühlte sich erleichtert."

„Solchen Trost habe ich nicht," erwiederte er, „und obgleich ich meinem Beruf nach ein Arzt bin, weiß ich mir selber nicht zu helfen. Die heutige Unterhaltung hat mich so gründlich erschüttert und aufgeregt, daß ich mich kraftlos fühle weiter zu leben ohne die Last abzuwälzen, die auf meiner Seele liegt. Sie haben mir eine freundliche Theilnahme geschenkt und ich fühle ein großes Vertrauen zu Ihnen. Darf ich Ihnen die Geschichte meines Lebens erzählen?"

„Erzählen Sie," sagte ich, „Sie werden an mir einen theilnehmenden Zuhörer finden."

Und er hub folgendermaßen an:

„Ich bin der älteste Sprößling eines uralten deutschen Rittergeschlechtes, dessen Stammburg noch in den Tagen Karl's des Großen gegründet wurde. Meine Geburt fällt in die letzte Zeit der westfälischen Herrschaft in Hessen, wo meine Heimat ist. Mein Vater hatte in hervorragender Weise theilgenommen an den patriotischen Bestrebungen zur Befreiung des Landes von der Fremdherrschaft und wurde dafür geächtet und zum Tode verurtheilt. Er wäre vielleicht im Stande gewesen, sich, wie der Führer jenes Aufstandes, Oberst von Dörnberg, und Andere durch die Flucht zu retten; allein ein seltsames Verhängniß hielt ihn in der Heimat fest, wo er sich unter Abenteuern und Entbehrungen aller Art über ein halbes Jahr in Weilern, Wäldern und Höhlen barg — von seinen Verfolgern umringt, aber ihnen glücklich entkommend, wenn auch oft dem Tode nahe. Er war zu der Zeit dieser Vorgänge schon ein Fünfziger, aber unverheirathet. In seinen jungen Jahren war er von der Liebe unberührt geblieben — oder sie war nur wie ein flüchtiger Gast bei ihm eingekehrt, und in seinen alten Tagen wurde, gerade während der größten vaterländischen Bedrängniß, sein ganzes Herz ergriffen von der Liebe zu der schönen Tochter

seines Pfarrers, deren Herz dem seinen ebenso glühend entgegenschlug und die durch einen Fußfall vor dem König Jérôme die Begnadigung meines Vaters erwirkte, worauf er sie alsbald als Gattin auf seine Burg führte. Sie gebar ihm zwei Söhne, mich und meinen um ein Jahr jüngern Bruder Max. Meine Eltern führten ein sehr zurückgezogenes Leben und nahmen sich eifrig unserer Erziehung an. Mein Vater hatte sogar die Absicht uns selbst zu unterrichten, gab dies aber bald wieder auf, weil ihm die nöthige Geduld dazu fehlte. So kamen wir in die Obhut eines Hauslehrers und da dieser mit meinem etwas unbändigen jüngern Bruder nicht fertig werden konnte, schickte mein Vater uns Beide auf das Gymnasium nach Kassel. Ich wurde dort bei einem sehr würdigen und hoch angesehenen Arzte einlogirt, während Max in das Haus eines alten Militairs, eines ehemaligen Waffenbruders meines Vaters, kam, weil dieser glaubte, daß meinem Bruder eine strengere Zucht Noth thue. So lange wir auf dem Lande gelebt hatten, war ich mit meinem Bruder ziemlich gut ausgekommen, obgleich er ein wenig herrischer und streitsüchtiger Natur war. Von Hause aus war er mit reicheren Gaben ausgestattet als ich. Er war der hübscheste und aufgeweckteste Knabe, den

ich je gesehen habe, seiner schönen, klugen Mutter wie aus dem Auge geschnitten, nur nicht so sanft wie diese. Er lernte ungern, aber mit so großer Leichtigkeit, daß ich, obgleich ein Jahr älter, gezwungen war mich scharf zusammenzunehmen, um mit ihm gleichen Schritt zu halten, wozu mein Ehrgeiz mich unabläßig trieb. So geschah es denn, daß ich häufig wegen meines Fleißes gelobt wurde, während er immer nur durch Zwang an die Schulbank gefesselt werden konnte und mein Vater oft die härteste körperliche Züchtigung für ihn nöthig hielt um ihn in Zaum und Zügel zu halten. Dies erfüllte das Herz meines Bruders mit einer gewissen Bitterkeit gegen mich, da er mich für bevorzugt hielt vom Vater, während es mir wieder schien, daß meine Mutter, die ihn grenzenlos liebte, mit größerer Zuneigung an Max hing als an mir. Ihre Liebe zu ihm war wie ein mächtiges Feuer das der Sturm, der dagegen wüthet, nur noch gewaltiger emporflammen läßt. Im Laufe der Jahre entfremdete sich mir mein Bruder mehr und mehr. In Kassel sah ich ihn außer der Schule nur wenn ich zu ihm ging — zu mir kam er nie. Ich fand immer mehr Befriedigung in meinen Studien und kam durch eisernen Fleiß vorwärts, während mein Bruder trotz seiner größern Begabung zurückblieb.

Wenn wir in den Ferien nach Hause kamen, vermied er mich so viel als möglich und ebenso hielt er sich von meinem Vater fern, der selten ein freundliches Wort für ihn hatte, weil Max ihm durch sein Betragen fortwährend Ursache zur Unzufriedenheit gab.

„Es war wiederholt zu meinen Ohren gekommen, daß in Folge schlechter Verwaltung, sowie großer Verluste während der westfälischen Herrschaft unsere Vermögensverhältnisse sehr zerrüttet und die väterlichen Güter sehr verschuldet seien. Es mochte dies wohl den Hauptanstoß dazu geben, daß ich schon in meinem sechzehnten Jahre den Entschluß faßte, mir selbst durch eigenen Fleiß, durch eigene Arbeit eine Zukunft zu gründen. Ich wollte eine gelehrte Carrière einschlagen und das Beispiel des würdigen Arztes, in dessen Hause ich wohnte, bestimmte mich, mich dem Studium der Medicin zu widmen. Mein Vater war damit einverstanden; die Mutter mußte unter seinem Einflusse ebenfalls ja sagen. — Es schien mir, daß sie es nicht gern that. — Ich war nun in der Freude meines Herzens so fleißig, daß ich schon mit achtzehn Jahren die Universität beziehen konnte. Mein Bruder war mit meinem Lebensplan durchaus nicht einverstanden, und machte mir darüber

die heftigsten Vorwürfe, wobei er Ausdrücke gebrauchte, die mich in tiefster Seele verletzten. So sagte er mir unter Anderm, es fehle mir an Ehrgefühl, daß ich unsere vornehme Familie, auf deren Stammbaum schon durch die Vermählung meines Vaters mit einer Bürgerlichen ein arger Fleck gekommen wäre, nun durch Ergreifung eines bürgerlichen Gewerbes noch mehr herunter bringen wolle. Ich sah ihn nach diesem überraschenden Ausdrucke seiner Gefühls- und Begriffsverwirrung mit großen Augen an, die Frage an ihn richtend, ob er sich nicht schäme, von unserer Mutter, die mit so grenzenloser Liebe an ihm hänge, in so verächtlichem Tone zu sprechen. „Nein," entgegnete er wüthend, „ich schäme mich nicht Dessen, was ich gesagt habe; aber ich schäme mich Deiner, der Du unsere Familie so herunterbringen willst. Und ich schäme mich meines Vaters, der seine Zustimmung dazu giebt."

„Ich habe Dich bisher," erwiederte ich, „immer für begabter gehalten als mich, mit einer gewissen Bewunderung zu Deinen, wie mir schien, höheren Fähigkeiten aufgeblickt. Jetzt aber sehe ich, daß unter all' Deinen Anlagen der Leichtsinn die größeste ist und daß Du nicht so viel Zart- und Ehrgefühl im ganzen Herzen hast, wie ein

anständiger Mensch im kleinen Finger haben sollte, weil Du wagen kannst von den Urhebern Deines Lebens mit solchem Mangel an Ehrerbietung zu reden ...“ Ich weiß nicht, was ich noch Alles sagte — ich weiß nur, daß er leidenschaftlich erwiederte, daß wir heftig an einander kamen und daß von jener Stunde an eine Kluft zwischen uns geschlagen wurde, welche nichts mehr zu überbrücken vermochte, da ich sah, daß Alles, was er gesagt, nicht der jähe Ausbruch eines erregten Momentes, sondern der Ausdruck seiner innersten Ueberzeugung war. Er war eine kalte, herzlose, egoistische Natur, der die ganze Welt nur auf sich bezog und dem jedes Mittel recht schien, das seinen Zwecken diente. Da er auf dem Gymnasium nicht gut thun wollte, so hielt es mein Vater für das Beste ihn unter militairische Zucht zu bringen. Er hatte keine Schwierigkeiten, Officier zu werden, und suchte nach seinen Begriffen von Ritterlichkeit seinem alten Namen dadurch neue Ehre zu machen, daß er's im Spiele, im Verkehre mit leichtsinnigen Dirnen, in wüsten Gelagen allen Kameraden zuvorthat. Aalglatt, wie er von innen war, war er auch von außen und selbst nie gerührt, wußte er Alle zu rühren, die seinen Zwecken oder Lüsten dienen konnten. Er

beherrschte meine gute, immer noch schöne Mutter vollständig und wußte ihr nicht blos immer alle ihre Ersparnisse abzupressen, sondern sie sogar zu bewegen, ihre theuersten Andenken von Werth zu verkaufen, um seine „Ehrenschulden" zu bezahlen. Im Punkte der „Ehrenschulden" war er nämlich ein vollendeter Kavalier. Arme Handwerker Jahre lang auf Bezahlung warten zu lassen, machte ihm nicht den geringsten Gewissensscrupel; aber einer Dirne, oder auch einem falschen Spieler zur rechten Zeit das Versprochene zu zahlen, war für ihn eine Gewissenssache. Doch ich lasse mich zu weit hinreißen; aber glauben Sie mir, daß ich nicht übertreibe. Ich habe nur so viel gesagt, als unumgänglich nöthig war, auf das Folgende vorzubereiten. Mein Vater starb bald nachdem er meinen Doctorschmaus mit mir gefeiert hatte. Die schmerzliche Lücke, die dieser Verlust mir schlug, wurde nie wieder ganz ausgefüllt. In meinem Vater verlor ich meinen besten Freund, meine beste Stütze im Leben; zwischen uns Beiden hatte immer das innigste Verhältniß geherrscht; er verstand mich so ganz wie ich ihn verstand, und als er von mir schied, fand ich keinen andern Trost als den, ihm nie im Leben wissentlich Kummer

bereitet zu haben außer einmal durch die Folgen eines Duells, zu welchem ich provocirt und in welchem ich schwer verwundet wurde. Er pflegte mich während meines Wundfiebers fast noch zärtlicher als meine Mutter und sprach über das Unwesen der Duelle wie ein Quäker oder Friedensapostel, obgleich er selbst lange genug ein gefürchteter Haudegen gewesen war. Er war ein Mann von bedeutenden Anlagen, die ungünstige Verhältnisse nicht zur rechten Entwickelung hatten gedeihen lassen. Nach seinem Tode wuchs die Zärtlichkeit meiner guten Mutter womöglich noch für den vom Vater weniger geliebten Max. Auch gegen mich war sie immer die Güte selbst gewesen; aber das eigentliche Kind ihres Herzens war mein blendender, jüngerer Bruder, der ihre Liebe in demselben Maße mißbrauchte, als sie für ihn zunahm.

„Ich überspringe hier, um Sie nicht zu langweilen, eine ganze Reihe von Jahren und bemerke nur, daß ich in meiner ärztlichen Laufbahn außerordentliches Glück hatte. Schon meine Promotionsschrift erwarb mir nicht nur den enthusiastischen Beifall des würdigen ärztlichen Freundes, in dessen Hause ich in Kassel gelebt hatte, sondern auch schmeichelhafte Zuschriften von bedeutenden Gelehrten, welche mich veranlaßten die akademische Lauf-

bahn einzuschlagen und mich an einer kleinen deutschen Universität zu habilitiren. Dort hatte ich mit meinen Vorlesungen so viel Glück, daß ich schon nach wenigen Jahren als außerordentlicher Professor an eine größere Universität berufen wurde. Als noch ein paar Lenze in's Land gekommen waren, fand ich mich so gestellt, daß ich bequem von meinem mir selbst erworbenen Einkommen leben konnte. Ich überließ deshalb alle Einkünfte meines väterlichen Erbes meiner Mutter, die leider ihrerseits wenig davon genoß, da Alles aus ihren Händen in die meines Bruders überging, mit welchem ich allen Verkehr aufgeben mußte, seitdem er meinen Schritt, meinen adeligen Namen als Gelehrter in einen bürgerlichen zu verwandeln, einen infamen genannt und sogar die Frechheit gehabt hatte, die legitime Verwandtschaft derer „von der Falkenburg" mit dem Doktor Falkenburg, der vielleicht ein natürlicher Sohn des alten Barons sei, zu verleugnen. Die Anhänglichkeit meiner Zuhörer und der ungewöhnliche Erfolg meiner Schriften boten mir reichlichen Ersatz für Alles, was mein Bruder als den Glanz des Lebens betrachtete. Obgleich meine Zeit mir selten erlaubte zu prakticiren, so wurde ich doch häufig zu Consultationen zugezogen. Da ich in einer Stadt lebte,

wo viel Verkehr von vornehmen Russen, Engländern und Amerikanern war und mein selbstgemachter Name sich schon eines guten Klanges erfreute, so wuchsen meine Einkünfte in einem mich selbst höchlichst überraschenden Grade. Nun geschah es einmal, daß mein alter Hauswirth von Kassel mich durch seinen Besuch erfreute und in vertraulicher Weise von den völlig zerrütteten Vermögensverhältnissen meiner Mutter in Kenntniß setzte, aber zugleich keinen Hehl daraus machte, daß das leichtsinnige Leben meines Bruders die Hauptschuld daran trage. Ich wußte dies schon längst, ließ mich aber dadurch nicht abhalten, Alles aufzubieten, um die Summe, welche der Geheime Medicinalrath mir als nöthig bezeichnet hatte, die Güter vor Sequester zu retten aufzubringen. Indem ich diese Summe meiner Mutter übermittelte, schrieb ich ihr in liebevollem, aber ernstem Tone — ich müsse dieses Mal darauf bestehen, daß das Geld auch wirklich seinen Zweck erfülle, unsere Erbgüter vor dem Sequester zu bewahren, und ich machte es ihr zur Gewissenspflicht, meinem Bruder Max, der ja ohnehin im ungestörten Nießnutz meiner Renten sei, keinen Pfennig davon zu verabfolgen. Ich versprach dann in acht oder vierzehn Tagen sie selbst zu besuchen, um alles Nöthige zur Rege=

lung der verfahrenen geschäftlichen Zustände mit ihr zu besprechen. Ich reis'te ab, sobald ich mich irgend frei machen konnte, und traf auf der Falkenburg mit meinem Bruder zusammen, von dem ich wußte, daß er sich immer nur zu Hause einstellte wenn er Geld brauchte. Es war mir deshalb eine gewisse Beruhigung, noch zur rechten Zeit gekommen zu sein, um meine Mutter in der Regelung ihrer financiellen Verhältnisse zu unterstützen. Mein Bruder behandelte mich förmlich wie einen Fremden, etwa wie ein verknöcherter Aristokrat einen gefeierten Gelehrten behandelt, mit ausgesuchter Höflichkeit, aber doch immer durchblicken lassend, daß es für den Mann, der durch eigenes Verdienst etwas geworden, eine besondere Ehre sei, mit einem Manne zu verkehren, dessen Hauptverdienst darin bestehe, betitelt geboren zu sein.

„Ich unterhielt mich mit dem Förster über den Ertrag der Wälder und der wackere Mann klagte mir seine liebe Noth, daß er in den letzten Jahren habe zum Schaden der Wälder viel mehr Holz müssen fällen lassen, als mit seinem Forstgewissen vereinbar gewesen sei. Ich sprach mit dem Rentmeister über den Stand der Dinge und er sagte mir: „Es ist ein wahres Glück, daß Sie gekommen sind, sonst würde das von Ihnen geschickte

Geld zur Deckung der dringendsten Schulden, den Weg alles früheren Geldes in die Tasche des Baron Max gegangen sein."

„Unter solchen Eindrücken ging ich in ernster Stimmung zu meiner Mutter, um mit ihr ruhig über den Stand der Dinge und die nothwendigen Maßregeln zur Besserung ihrer Lage zu sprechen.

„Vor ihrer Thür angekommen, vernahm ich von innen einen heftigen Wortwechsel, der anfangs nur wie wirrer Lärm an mein Ohr schlug, dann aber immer schärfer accentuirt würde.

„Nimm doch Vernunft an, lieber Max!" rief meine Mutter, mit vor Aufregung fast heiserer Stimme. „Ich darf Dir das Geld nicht geben." — „Und ich sage, Du sollst es mir geben," erwiederte heftig mit dem Fuße stampfend mein Bruder. „Es handelt sich um die Ehre unserer Familie. Ich habe eine Ehrenschuld zu decken, die keinen längeren Aufschub duldet." — „Sprich mit Deinem Bruder selbst," erwiederte weinend die Mutter. „Ich darf Dir das Geld nicht geben und wenn es mir an's Leben ginge." — „Ich habe keinen Bruder, mit dem ich sprechen mag," entgegnete Max, „ich bin jetzt der alleinige Herr von der Falkenburg und ich sage Dir, Mutter, es

geht Dir an's Leben, wenn Du mir das Geld nicht giebst."

„Länger konnte ich mich nicht zurückhalten. Mein Puls fieberte — mein Herz glühte, mein Kopf drohte zu springen. Ich riß die Thür auf und sah meinen Bruder die Hand an die Kehle meiner Mutter legen. Wie ein Pfeil schnellte ich auf ihn los und schleuderte ihn mit der Kraft eines Rasenden gegen die Wand, daß sein Kopf an den schweren Rahmen eines alten Ahnenbildes mit solcher Gewalt schlug, daß das Bild herunter und auf ihn stürzte, der wie leblos zu Boden gesunken war.

„Der furchtbare Wehschrei den er im Fallen ausstieß und der in den herzzerreißenden Jammerausbrüchen meiner Mutter einen noch furchtbareren Wiederhall fand, fuhr mir durch Mark und Bein und machte mich so starr vor Entsetzen als ob das Blut in meinen Adern jählings zu Eis geworden wäre. Ich sprang rasch zu Hülfe und suchte den Stöhnenden zunächst von der Last des Bildes zu befreien. Meine Mutter knieete neben ihm nieder, bedeckte sein Gesicht mit Küssen und rief in Einem fort: „Max, mein Max, sieh mich an! sag mir, daß Du noch lebst!"

„Er antwortete nur durch Stöhnen; ich über-

zeugte mich bald, daß eine Gehirnerschütterung ihn des Bewußtseins beraubt hatte.

„Er ist hin" — jammerte händeringend meine Mutter — „er ist hin, und Du hast ihn getödtet!"

„Er lebt noch," erwiederte ich, „obwohl keine Aussicht ihn zu retten vorhanden ist. Wie gern würde ich sein Leben um das meinige erkaufen! Du klagst mich an, ihn getödtet zu haben; Niemand war zugegen als Du: so wiederhole Deine Anklage vor dem Gerichte; ich werde mich freiwillig stellen und Dir mit keiner Sylbe widersprechen. Was ich gethan habe, geschah aus Sorge um Dich; daß ein solches Unglück daraus entstanden, trifft mich am härtesten und jeder Strafe für die Schuld, die das Schicksal mir aufgebürdet, unterwerf' ich mich ohne Murren und Widerspruch."

„Ich beschwöre Dich, Niemandem zu verrathen, was hier vorgegangen!" — rief sie flehend. „Soll ich auch Dich verlieren wie ich ihn verloren?"

„Sie neigte sich über mich und drückte mir mit brennenden Lippen einen Kuß auf die Wange, sprang dann empor, riß heftig am Glockenzuge und rief dem schnell eintretenden Diener entgegen: „Baron Max ist durch dies auf ihn gestürzte Bild

gefährlich verwundet worden und muß gleich vorsichtig in sein Bett getragen werden."

„Ich faßte mit an und es bedurfte keiner weiteren Hülfe ihn in sein nahes Zimmer zu schaffen. Dort setzte ich meine Untersuchung fort, ohne Hoffnung für sein Leben daraus schöpfen zu können. Aeußerlich war keine größere Verletzung wahrzunehmen; die Wucht des Schlages hatte zerstörend nach innen gewirkt. Er befand sich in einem dem tiefsten Schlafe ähnlichen Zustande, lag fast regungslos, athmete langsam, tief, schnarchend und machte ein paar Mal, während ich ihn untersuchte, seinen Puls fühlte, seine Brust lüftete und die Hand auf sein Herz legte, unwillkürliche, schwache Bewegungen mit den Händen. Einmal erhob er sogar die rechte Hand mit einer Anstrengung, als ob er sie nach dem Kopfe führen wollte, aber sie fiel augenblicks schlaff zurück. Die Herzthätigkeit war matt und langsam, kaum noch wahrnehmbar; der Puls klein und fadenförmig. Drei schreckliche Stunden hatte ich mit der untröstlichen Mutter am Lager des Unglücklichen zugebracht als der Abend hereinbrach und Licht angezündet werden mußte. Ich ließ die Vorhänge zuziehen und nun den vollen Schein einer Kugellampe auf seine Augen fallen, um u sehen, ob das grelle Licht noch auf die Ge-

sichtsnerven wirke. Der mißlungene Versuch diente nur meine hoffnungslosen Voraussetzungen zu bestätigen: die erweiterten Pupillen verengerten sich nicht; der Reiz der auf sie fallenden Lichtstrahlen blieb völlig wirkungslos.

„Bis gegen Mitternacht lag er nun völlig regungslos; dann fing er wieder mit beiden Händen zu krabbeln an und plötzlich erfolgte ein heftiges Erbrechen, welches die Mutter hoffnungsfroh als eine heilsame Krisis, als ein Wiedererwachen der Lebensgeister beurtheilte. Allein es war nur ein Vorbote seiner Auflösung. Ich half ihn und sein Lager von den Spuren des Erbrechens säubern, wobei er kein Zeichen wiederkehrenden Bewußtseins gab, sondern regungslos Alles über sich ergehen ließ wie ein todter Körper. Eine Zeitlang war selbst sein Athmen kaum noch wahrzunehmen. Dann aber entfuhr es plötzlich seinem Munde wieder wie ein tiefes, schmerzliches Seufzen und Stöhnen, das allmählich schwächer wurde bis er seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

„Er ist todt!“ rief meine Mutter, die keinen Augenblick von seiner Seite gewichen war — „er ist todt!“

„Er ist todt,“ wiederholte ich bestätigend und

fügte aus vollem Herzen hinzu: „ich wollte ich wäre es auch!“ —

„Ich erspare Ihnen die Schilderung aller Einzelheiten jener schrecklichen Nacht und der nicht minder schrecklichen Tage bis nach seiner Bestattung, denn nichts ist, selbst in der Erinnerung, schwerer zu tragen als ein großer Schmerz oder ein Unglück, dem die rechte Weihe fehlt.

„Ich fand kein Wort des Trostes für meine Mutter, die in lauten Schmerzensausbrüchen neben der Leiche blieb, während ich gerade bei Tagesanbruch das Zimmer verließ als — ein Brudermörder.“

Er sprach die letzten Worte mit einer gewissen traurigen Resignation und sah dabei aus, als ob er erwarte, daß ich mich nun, da ich das Schlimmste wüßte, mit Abscheu von ihm abwenden würde. Sichtbar freudig belebte sich sein Gesicht als ich, um die peinliche Pause auszufüllen, die seiner Erzählung folgte, ihm sagte: „Sie haben sich, wie mir scheint, eines zu harten Ausdruckes bedient für eine That, die unter den obwaltenden Umständen Angesichts der ganzen Welt hätte geschehen können, ohne verurtheilt zu werden. Was Sie gethan haben, hätte an Ihrer Stelle jeder gute Sohn thun müssen. Der erste Schritt wurde

geradezu durch die Pflicht geboten. Sie sahen Ihre Mutter in Gefahr und eilten ihr beizustehen; daß Ihr Bruder dabei ums Leben kam, wurde durch Sie veranlaßt, aber nicht durch Sie verschuldet, da die Schuld doch nur in der Absicht liegen kann. Sie traten nicht in das Zimmer mit der Absicht, Ihren Bruder umzubringen, und deshalb paßt der Ausdruck „Mörder" in keiner Weise auf Sie. Daß Ihr Bruder ums Leben kam, war für Sie ein Unglück, weil es Ihnen immer schmerzlich bleiben wird, die — wenn auch unschuldige — Ursache seines Todes gewesen zu sein. Aber Sie dürfen hierin Ihren trüben Gedanken nicht zu tief nachhängen; denn Alles was wir einseitig auffassen, erscheint uns im Guten wie im Bösen größer als es ist. Betrachten wir den vorliegenden Fall mit kaltem Blute, so müssen wir sagen, daß Ihr Bruder seinem ganzen Lebenswandel nach ein höchst unnützes Subject war, daß die Welt durch seinen Tod nichts verlor. Er quälte seine Mutter, die ihn dafür liebte; er machte Schulden, die Sie bezahlen mußten. Sie brauchten sich also über seinen Tod kein graues Haar wachsen zu lassen, wenn die Natur ihn eben nicht zu Ihrem Bruder gemacht hätte."

„Aehnliche Gedanken," erwiederte er, „habe ich

auch wohl gehabt, aber keinen dauernden Trost darin finden können.

„Die Eindrücke jener Schreckenstage haben mich immer wie Furien verfolgt und mir das Leben zu einer schweren Prüfung gemacht. Mein einziger Trost war die Arbeit und ich vertiefte mich so in meinen schweren Beruf, daß mir wenige Stunden ruhigen Nachdenkens blieben. So gelang es mir denn auch im Laufe der Jahre, mich wieder einigermaßen zu beruhigen. Nur ab und zu in schlaflosen Nächten stürmten die unseligen Erinnerungen oft mit solcher Gewalt auf mich ein, daß ich aufstehen und mich beschäftigen mußte, um den Qualen zu entfliehen. Ebenso wurden mir große Gesellschaften, denen ich mich nicht entziehen konnte, zu einer wahren Marter. Je fröhlicher und lärmender es darin zuging, desto trüber und schmerzlicher fühlte ich mich selbst bewegt. Ich kam mir vor wie ein Ausgestoßener und alle Verstandesgründe vermochten die unwillkürlichen Gefühlsregungen nicht zu bewältigen.

„Meine verhältnißmäßig glücklichsten Zeiten waren die, wo bei besonders schwierigen Krankheitsfällen meine Hülfeleistungen mit sichtbarem Erfolge gekrönt wurden. Den meisten Menschen galt ich für einen Sonderling, da ich nach außen

Alles hatte, was nach gewöhnlichem Urtheile dient, einen Menschen glücklich zu machen, und mein Inneres, wo die Quelle meines Uebels saß, Niemandem zu enthüllen wagte, und eben darin, daß ich meine unheilvolle That wie ein Verbrecher vor den Menschen verheimlichte, lag vielleicht meine größte Schuld und oft habe ich es bereut, nicht gleich nach geschehenem Unglück Alles den Gerichten angezeigt und mich ihrem Ausspruch unterworfen zu haben.

„Im letzten Jahre war ich derartig mit Arbeiten anstrengendster Art überhäuft, daß meine Gesundheit ernstlich darunter litt und ich in eine längere Krankheit verfiel, in deren Folge ich, auf den dringenden Rath der Aerzte — wenn ein Arzt krank ist, weiß er sich selber nicht zu helfen und unterwirft sich wie ein Kind folgsam den Vorschriften Anderer — eine längere Erholungsreise unternehmen mußte. So kam ich nach Italien. Selbst dieses schöne Land mit seinen unerschöpflichen Kunstschätzen vermochte meine trüben Erinnerungen nicht zu verscheuchen. Als ich nun heute Abend in unserer Gesellschaft vor dem Café Mendel die verschiedenen Urtheile über einen andern Brudermörder hörte, kam es über mich mit einer Gewalt, die stärker war als ich; Sie wissen

das Uebrige. Ich brach zusammen eben als Sie anfangen wollten zu reden. Ich hätte mich vielleicht aufrecht erhalten, wenn Sie früher geredet, da jedes Ihrer Worte wahrer Balsam für meine Wunden war. Jetzt fühle ich mich, wenn auch nicht ganz befreit, doch wundersam erleichtert, nachdem ich zum ersten Male die volle Beichte alles Dessen abgelegt, was meine Seele bedrückte."

„Es freut mich herzlich", sagte ich, „daß ich durch mein Hierbleiben zu dieser glücklichen Wendung der Dinge beigetragen habe, und Sie dürfen zu Ihrer Beruhigung überzeugt sein, daß jeder vorurtheilsfreie Mensch, dem Sie Ihre Geschichte so mittheilen wie mir, Sie von aller Schuld freisprechen würde."

„Aber sagte nicht der junge Italiener heute Abend, als er von dem Falle eines Andern redete: ein Brudermörder, gleichviel ob er seine That vorsätzlich oder zufällig begangen, sei und bleibe ein gezeichneter Mensch?"

Ich erwiederte ihm: „Jeder Gedanke, der phantasievollen Menschen am Herzen nagt, treibt sie in das Extrem der Empfindungen und umdunkelt und vergrößert ihre Vorstellungen unwillkürlich. Ein gezeichneter Mensch ist Jeder, dem ein Zufall irgend ein leidendes Merkmal aufdrückt,

das ihn von Andern unterscheidet. Ich sah einmal, wie ein junger Mann, der mit Lebensgefahr durchgehende Pferde zum Stehen brachte um eine ihm völlig unbekannte Dame zu retten, welche im Wagen saß, bei seinen verzweifelten Anstrengungen von einem Pferde getroffen zu Boden geschleudert wurde und im Niedersinken sich so heftig verletzte, daß er die Kniescheibe brach. Die Folge war, daß er nie wieder ordentlich gehen konnte, daß er jetzt noch hinkt. Er auch ist ein gezeichneter Mensch; allein wer wird wagen ihm daraus einen Vorwurf zu machen? Seine Verletzung war eine Folge seines hülfreichen Zuspringens, aber keine nothwendige Folge. Nur in diesem Sinne dürfen Sie sich auch für einen gezeichneten Menschen halten; wie Jener körperlich zeitlebens zu leiden hat an den Folgen seiner That, so haben Sie geistig zeitlebens zu leiden; denn eine so trübe Erinnerung wie die Ihrige läßt sich nie völlig verscheuchen; allein wie Jener trotz seines Hinkens dem Leben so viel Freude abgewinnt, als er irgend vermag, so ist es Ihre Pflicht der Selbsterhaltung, durch Aufnahme neuer, erfreulicher Eindrücke den alten, trüben Erinnerungen ein Gegengewicht zu geben."

Er hörte aufmerksam zu, schüttelte aber mit

dem Kopfe und blickte mich ungläubig an, als ob er sagen wollte, daß es unmöglich sei, meinen Rath zu befolgen. Er sprach nicht, aber versank in tiefes Grübeln. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, fragte ich ihn: „Hat die Liebe nie in Ihr Herz geschienen um das Dunkel Ihres Gemüths zu erhellen?“ Bei diesen Worten fuhr er auf, blickte mich starr an und fragte: „Wissen Sie auch von dieser Geschichte?“ — „Ich weiß nichts,“ erwiederte ich; aber ich möchte gern Alles wissen, dessen Mittheilung dienen kann, Sie zu beruhigen. Erzählen sie Alles was Sie auf dem Herzen haben; es wird Ihnen gut thun.“ — Nun wohl,“ sagte er; „ich werde Ihren Wunsch erfüllen.“ Er seufzte tief auf und begann wie folgt:

„Im letzten Jahre meiner Gymnasialstudien lernte ich im Hause des Geheimen Medicinalrathes, bei dem ich wohnte, ein damals noch den Kinderschuhen nicht entwachsenes Mädchen kennen, dessen erster Anblick gleich mein ganzes Herz gefangen nahm. Ich verliebte mich nicht in das Mädchen. Dazu war es noch zu sehr Kind; aber das Bild des lieblichen Geschöpfes prägte sich lebhaft meiner Einbildung ein. Cäcilie Nordheim, so hieß das junge Mädchen, war keine Schönheit im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Dazu fehlte ihr alles Große, Im-

posante; sie war ein feingegliedertes, zierliches, elastisches Geschöpf mit schwarzen Haaren und langgewimperten, schwarzen Augen von wunderbarer Glut, einem allerliebsten, fein gebogenen Näschen und einem reizenden Mündchen, von solcher Frische, als ob die Lippen aus Rosenblättern zusammengerollt wären. In ihrer ganzen Erscheinung sprach sich eine südliche Glut aus — man hätte sie für eine junge Italienerin halten können. Sie war die Tochter eines Assistenzarztes meines Hausherrn und mütterlicherseits von jüdischer Abkunft. Ihr Großvater, Veit Sächtel, war durch glückliche Speculationen unter dem westphälischen Regimente einer der reichsten Männer der Stadt geworden. Er hatte meinem oft geldbedürftigen Vater von Jugend auf wichtige Dienste geleistet, war aber auch diesem, der ihm einmal das Leben gerettet haben soll, innig zu Dank verpflichtet.

„Und so hatte sich zwischen den beiden, dem Range nach ursprünglich sehr ungleichen Männern, da Sächtel als ein armer Hausirer begann, und mein Vater bei seinem Eintritt ins Leben die glänzendsten Aussichten hatte, ein glückliches, freundschaftliches Verhältniß gebildet, welches auch bis in ihre alten Tage immer ungetrübt blieb. Von

den drei Töchtern Sächtel's verheiratheten sich die beiden ältesten an wohlhabende Glaubensgenossen nach auswärts, während seine jüngste eine entschiedene Hinneigung zum Verkehr mit Christen zeigte und sich in einen talentvollen jungen Arzt verliebte, auch, um diesen zu heirathen, sich taufen ließ, mit Billigung aber zum großen Leidwesen ihrer Angehörigen. Sie war die Mutter Cäciliens, von welcher ich vorhin gesprochen habe und welche häufig in das Haus des Geheimen Medicinalrathes kam, mit dessen Kindern sie verkehrte. Ich war, wie gesagt, als ich sie zum ersten Male sah, noch Gymnasiast und sie ein kaum ausgewachsenes Kind.

„Als Student sah ich sie wieder und so zurückhaltend ich auch von Natur bin, so mußte es ihr doch ein Leichtes sein, meine schwärmerische Zuneigung zu ihr zu bemerken, die sich unwillkürlich im Verkehr mit ihr offenbarte. Sie wurde von ihren Gespielinnen viel darüber geneckt, ließ sich das gerne gefallen und ich schloß daraus, daß sie meine Neigung erwiederte.

„So entstand nach und nach zwischen uns ein gewisser vertraulicher Verkehr der unschuldigsten Art, den sie bald durch mir unbegreifliche Zurückhaltung, bald durch überraschende Freundlichkeit

zu beleben und frisch zu erhalten wußte. Es wäre mir unmöglich alle die Aufregungen, Besorgnisse, Freuden, Qualen, Hoffnungen und Wünsche zu schildern, welche diese Jugendliebe in mir erweckte. Ich bemerke nur, daß ich mir die Zukunft ohne meine kleine Cäcilie gar nicht mehr als lebenswerth denken konnte, und so komisch es Ihnen klingen mag: der Gedanke an dieses kleine, anmuthige Wesen war der Hauptsporn zu allen Erfolgen in meinem selbstgewählten ärztlichen Beruf. Ich wollte Auszeichnungen erlangen um ihr zu gefallen. Ich wollte etwas Besonderes werden um ihr eine geachtete Stellung zu begründen; kurz Alles was ich dachte, fühlte, träumte und that, bezog sich auf sie. Nach Beendigung meiner Universitätsstudien in Deutschland sollte ich zur weiteren Ausbildung eine wissenschaftliche Reise nach Oesterreich, Frankreich und England unternehmen, jedoch vorher noch einige Wochen zur Erholung in der Heimat zubringen. Nach kurzem Aufenthalt auf der Falkenburg zog mich mein Herz nach Kassel, wo bei meinem alten Hauswirth immer ein Absteigequartier für mich bereit war.

„Bei meinem Wiedersehen mit Cäcilie bemerkte ich, daß sie sich weit zurückhaltender gegen mich benahm, als früher. Es schmerzte mich das tief,

da wir aber nicht allein waren, konnte ich keine Aufklärung darüber erlangen. Es war ein Gerücht zu meinen Ohren gekommen, daß ein junger, reicher Banquier seit Kurzem Cäcilien große Aufmerksamkeiten erweise und daß sie seinen Huldigungen nicht abgeneigt scheine Der Gedanke sie verlieren zu können, war mir entsetzlich. Ich konnte mich gar nicht darein finden und hätte im Augenblick lieber mein Leben geopfert als meine Cäcilie. Ich beschloß deshalb die erste Gelegenheit zu benutzen mich offen mit ihr auszusprechen, da es bis jetzt zu einer förmlichen Erklärung zwischen uns noch nicht gekommen war.

„Die Gelegenheit fand sich bald. Der siebzehnte Geburtstag der jüngsten Tochter meines Gastfreundes, der Freundin Cäciliens, stand vor der Thür und sollte, wenn das Wetter so günstig bliebe, wie es sich nach einem kalten, feuchten Mai zu Anfang Juni gestaltet hatte, durch ein kleines Gartenfest verherrlicht werden. Der Medicinalrath hatte einen großen, wohl eingerichteten Garten in einiger Entfernung von seiner Wohnung mit einer herrlichen Aussicht auf die Au, mit einem sehr hübschen, halb unter Acacienbäumen versteckten Häuschen darin. Da das schöne Wetter sich zu halten versprach, so wurden schon frühzeitig

Vorbereitungen zum Gartenfest getroffen, wobei ich mich mit Lust und Liebe betheiligte. Ich hatte von der Falkenburg eine Menge farbiger Lampions kommen lassen und war eben beschäftigt, diese in den Laubgängen des Gartens passend anzubringen, als auch Cäcilie mit ein paar Freundinnen erschien um ihrerseits eine kleine Ueberraschung für den Abend vorzubereiten. Sie begrüßte mich freundlich, aber doch nicht mit der gewohnten Herzlichkeit, und ich drückte ihr, da sich ein günstiger Moment bot, sie allein zu sprechen, meinen Schmerz aus über die Zurückhaltung, deren sie sich seit einiger Zeit gegen mich förmlich befleißigte. Sie sah leise erröthend verlegen zu Boden und sagte: „Ich bin mir nicht bewußt, mein Benehmen gegen Sie mehr verändert zu haben, als die Zeit es mit sich bringen mußte. Meine freundschaftlichen Gefühle für Sie sind noch dieselben wie sie früher waren; aber ich bin nicht mehr ein solches Kind wie ich zu der Zeit war, da Sie mich kennen lernten, und es würde mir deshalb nicht wohl anstehen, mich jetzt noch so zwanglos Ihnen gegenüber gehen zu lassen wie früher.“

„Spricht so Ihr Herz oder . . . .“ „Ihre Mutter, wollten Sie wohl weiter fragen. Ich sah Ihnen das an den Augen ab und bin ehrlich genug,

zu gestehen, daß Sie das Richtige getroffen haben," fügte sie herzlich lachend hinzu!

„Ich danke Ihnen für dieses Bekenntniß!" rief ich leidenschaftlich, indem ich einen glühenden Kuß auf ihre Hand drückte, welche sie mir aber schnell wieder entzog, da in diesem Augenblicke ihre Freundinnen herbeikamen um ihre Hülfe beim Aufstecken der Guirlanden im Gartenhause in Anspruch zu nehmen. Bis zum Festabend fand ich keine Gelegenheit, sie wieder zu sprechen. Dann aber war ich so glücklich, an ihrer Seite zu sitzen, und fühlte mich wie im Himmel, obgleich sich während des Soupers keine Möglichkeit bot, ihr von dem was mein Herz erfüllte anders als durch Blicke und kleine Aufmerksamkeiten zu sprechen, denen freundliche Entgegnung nicht fehlte. Nach dem Souper, welches so lange hingezogen wurde bis es dunkel geworden war, um der Illumination einige Wirkung zu sichern, nahm jeder Herr seine Dame an den Arm, um sich die Herrlichkeiten draußen näher zu betrachten. Wir saßen der Thüre am fernsten und waren somit die Letzten, welche den Pavillon verließen, und während alle Uebrigen die große Allee entlang strömten, an deren Ende inmitten eines hübschen Aufbaues die Namenszüge des Geburtstagskindes in feuriger

Schrift angebracht waren — zog ich die sich sträubende Cäcilie in eine Laube, um Gewißheit über mein Schicksal zu erlangen. „Führen Sie mich zur Gesellschaft!“ rief sie flehend mit gedämpfter Stimme. „Wenn man uns hier fände! — Ich darf nicht so mit Ihnen allein sein... ich beschwöre Sie — kommen Sie fort!“

„Nicht eher bis Sie mir gesagt haben, ob Sie mir für's Leben angehören, ob Sie mein Weib sein wollen, oder ob Ihr Herz schon einem Andern gehört.“

„Mein Herz gehört Ihnen,“ erwiederte sie mit leiser Stimme, „hat Ihnen immer gehört, seit ich Sie kenne, und wird nie einem Andern gehören.“

„Ich danke Dir, Cäcilie, für dieses süße Bekenntniß,“ rief ich, sie mit ganzer Glut ans Herz schließend. Sie entzog sich meinen Zärtlichkeiten nicht länger und vergaß im Ueberschwange des betäubenden Glückes gleich mir, zur Gesellschaft zurückzukehren....

„Wir wurden vermißt, man suchte nach uns überall im Garten. Als ein paar junge Damen uns endlich fanden, wagte die immer noch von mir umschlungene Cäcilie vor Scham kaum die Augen aufzuschlagen, während ich sie stolz bei der Hand nahm und sie erst Denen, die uns in der Laube

gefunden hatten, und dann der ganzen Gesellschaft vorstellte als meine Braut!

„Wir blieben noch lange beisammen. Der Mond war am Himmel aufgegangen — wie unsere Herzen auf Erden — und goß seinen milden Glanz über Busch und Baum, Wald und Wiese. Ein schimmerndes Silbernetz spann sich über weiche Schatten hin bis zur fern aufragenden Wilhelmshöhe, deren Wipfel in einem Meer von Licht zu schwimmen schienen. Der Himmel glänzte so rein und ruhig, als ob ihn nie ein Wölkchen getrübt hätte, und die Erde athmete balsamische Düfte aus. Es war eine Nacht so voll Wonne und Herrlichkeit, daß selbst der Zauber italienischer Mondnächte mir später nichtig dagegen erschien. Die Gesellschaft theilte sich in kleine Gruppen. Es wurde gescherzt, gelacht, geplaudert und ich fühlte mich an der Seite meiner Cäcilie so selig, daß mir alle Freuden, die ich vorher empfunden, schaal und nichtig vorkamen gegen die Wonnen, die mich jetzt durchschauerten. Am folgenden Tage suchte ich die Eltern Cäciliens auf, um in aller Form um ihre Hand anzuhalten. Der Vater empfing mich förmlicher, mit steiferer Freundlichkeit, als ich erwartet hatte, und sagte, es würde ihm lieber gewesen sein, daß mein Besuch bei ihm der Erklärung meiner Ver-

lobung mit Cäcilie vorausgegangen wäre. „Haben Sie schon die Einwilligung Ihrer Eltern zu der Verbindung mit meiner Tochter erhalten?" fragte er mich. Ich antwortete: „Nein! aber ich werde noch heute nach der Falkenburg eilen, um mir die Einwilligung meiner Eltern zu holen, deren ich im Voraus gewiß sein darf."

„Ich will Ihnen kein Hehl daraus machen," hub er wieder an, „daß ich andere Heirathspläne mit meiner Tochter hatte, und daß es mich im ersten Augenblick unangenehm berührt hat, diese meine wohlüberlegten Pläne in so überraschender Weise von Ihnen durchkreuzt zu sehen. Indeß will ich dem Herzen meines Kindes keinen Zwang anthun; da sie meiner Frau bereits heute früh ihre Liebe zu Ihnen, die Vorgänge der gestrigen Nacht offenbart hat, so gebe ich meine Zustimmung unter der Bedingung, daß Ihre Eltern ein Gleiches thun, und daß Sie mir versprechen, den ganzen Hergang Ihren Eltern im wahren Lichte darzustellen, damit diese nicht glauben, wir hätten unser Kind zu einer Wahl bestimmt, die außerhalb unserer geselligen Sphäre liegt. Ich bitte mich nicht mißzuverstehen. Ich weiß jedem Stande seine gebührende Ehre zu geben, kenne aber kaum einen Fall, wo standesungleiche Heirathen zu dauerndem Glücke

geführt hätten, und es wäre mir deshalb, aufrichtig gestanden, lieber gewesen, meine Tochter mit einem Bürgerlichen vermählt zu sehen."

Ich erwiederte, daß ich vollkommen seine Gefühle zu würdigen wüßte. Mein freiwilliger Verzicht auf die in meinen Augen nichtigen Vortheile der Geburt und des Standes und der Ernst, mit welchem ich meinen selbstgewählten Lebensberuf verfolge, müßten ihm doch die beste Bürgschaft dafür bieten, daß bei mir alle die von ihm geäußerten Besorgnisse und Bedenken nicht zutreffen könnten.

„In Bezug auf Sie selbst," erwiederte er, „bin ich ganz ohne Besorgnisse. Ich wünsche nur von Ihrer Familie nicht als ein Eindringling betrachtet zu werden." Ich suchte ihn über diesen Punkt völlig zu beruhigen und es gelang mir, ihn zum kurzen Abschiede freundlicher zu stimmen, als ich ihn bei meinem Eintritt gefunden hatte.

Auf der Falkenburg angekommen schüttete ich mein Herz sogleich vor meiner Mutter aus und bat sie um ihre Einwilligung und ihren Segen zu meiner Verbindung mit Cäcilien.

„Ich will Deinen Wünschen nicht entgegen sein, mein lieber Otto," sagte sie, „und wenn ich es wollte, es würde doch nichts nützen. Aber verbergen darf ich Dir nicht, daß es mir eine größere

Freude gemacht haben würde, Dich mit einer begüterten Dame aus den höheren Ständen verheirathet zu sehen. Ich selbst gehöre, wie Du weißt, durch meine Geburt den höheren Ständen nicht an. Ich habe und wurde aus Liebe geheirathet mit Hinwegsetzung über alle herrschenden Vorurtheile der Welt. Allein ich habe die traurige Erfahrung gemacht, daß ich trotz meiner glücklichen Ehe dem Hause, dessen Namen ich jetzt führe, wenig Segen bringen konnte, und diese Erfahrung hat mich irre gemacht an mir selbst und den Menschen, an Allem, was ich früher für gut und heilig hielt. Die Welt, wie sie einmal ist, glaubt nicht an wahre Liebe und reine Begeisterung. Die Menschen bewegen sich, ihren überkommenen Anschauungen gemäß, in ihren hergebrachten Formen und Vorurtheilen, welche der Bauer so gut hat, wie der Edelmann, und jede Ausnahme von der Regel erscheint ihnen vom Uebel. Durch die Verbindung mit mir wurde Dein guter Vater noch mehr von seinen Standesgenossen isolirt, als er es schon früher gewesen war durch sein in mancher Beziehung absonderliches Wesen, und obschon er fortwährend behauptete, in mir einen reichen Ersatz für alles Verlorene gefunden zu haben, so war es mir doch immer ein trüber Gedanke mit

schuldig zu sein an dem Verfall seines Hauses. Alles was den in höheren Ständen geborenen Damen, gleichviel ob ihr Charakter, ihr Herz und ihre Fähigkeiten auf der Höhe ihrer Stellung stehen oder nicht, freiwillig entgegen gebracht wird als schuldiger Tribut, mußte Dein Vater, mußte ich selbst durch oft sehr schmerzliche Kämpfe für mich zu erringen suchen, ohne es ganz zu finden. Ich erlasse Dir die Aufzählung der peinvollen Einzelheiten meiner trüben Erfahrungen, welche mich — ich sage dies mit aller Offenheit — zum Theil selbst in die Anschauungen meiner Gegner hinübergeführt haben. Ich war und bin zu stolz, ihnen dies zu gestehen, aber Dir, meinem erstgeborenen Sohne gegenüber fühle ich die Pflicht, mein Herz zu enthüllen, wie es ist. Zweimal hatte Dein Vater mit Standesgenossen, die früher zu seinen vertrautesten Freunden gehörten, einen Kampf auf Tod und Leben zu bestehen, weil ihm Aeußerungen von ihnen zu Ohren gekommen waren, welche die Achtung verletzten, die mir als seiner Gemahlin gebührte. Es war mir ein schlechter Trost, daß er glücklich aus diesen Duellen hervorging und den einen seiner Gegner für ein vielleicht im Weinrausch gesprochenes, unvorsichtiges, flüchtiges Wort auf immer verstümmelte. Es drängte ihn, durch

die Einsetzung seines Lebens für meine Ehre mir einen Beweis der Unwandelbarkeit seiner Liebe zu geben, und er konnte dadurch meine Liebe und Dankbarkeit nur steigern; allein ich wäre doch glücklicher gewesen, wenn es solcher Beweise gar nicht bedurft hätte. Es mag Dir und würde den Leuten, die mich oft falsch beurtheilt haben, weil sie mich nicht kannten, seltsam klingen, daß ich Deinen Schritt, Dich freiwillig der Vorrechte Deines Standes zu entäußern, nie so habe billigen können, wie Dein Vater, der doch in diesem Stande geboren wurde. Aber, wenn ich nicht sehr irre, waren die Triebfedern seiner Billigung derartig, daß sie auf das Natürlichste gerade das Gegentheil in mir hervorrufen mußten. Er glaubte, so scheint es mir wenigstens, durch entgegenkommende Zustimmung zu Deinem freien Entschlusse und durch Bekämpfung meiner sich dawider auflehnenden Ansichten mir den besten und eindringlichsten Beweis zu geben, daß er den Ueberzeugungen treu geblieben, zu welchen er sich bekannte, als er mir seine Hand reichte.

„Für mich aber war und blieb es ein demüthigendes Gefühl, den Glanz eines uralten Namens theilweise durch mich selbst mehr und mehr erbleichen zu sehen. Es nürde nun mein Stolz und mein

Glück gewesen sein, wenn Du durch eine entsprechende Verbindung Deinen alten Stamm zu neuer Blüthe gebracht hättest. Doch Dein Herz hat anders beschlossen und es ist jetzt zu spät mit Dir darüber zu rechten und darum gebe ich Dir meine Zustimmung und meinen Segen zu Deiner Verbindung mit Cäcilie Nordheim."

„Es ging mir dieses Mal wie jedes Mal, wenn ich in bedeutenden Augenblicken mit meiner Mutter zusammenkam; ich hörte aus ihr mehr die Stimme des Verstandes als des Herzens heraus, und es schien mir, daß sie meine große Liebe zu ihr nur in geringem Maße erwiedere, während in ihrem Verkehr mit meinem Bruder immer nur das Herz sich geltend machte und der Verstand ganz in den Hintergrund trat.

„Ich blieb nur wenige Tage auf der Falkenburg und eilte dann zu meiner Cäcilie zurück, mit der ich noch eine selige Woche verlebte ehe ich meine Reise nach Oesterreich antrat. Das leichte, ungezwungene Leben in Wien behagte mir ungemein. Ich fand hervorragende Gelehrte meines Faches, die sich meiner fördernd und freundlich annahmen; ernste Studien wechselten ab mit bequemer, anmuthiger Geselligkeit. Fast jeder Tag brachte mir einen Brief von Cäcilien und ihr

einen von mir und unsere Briefe athmeten das reinste Glück. So verging der Sommer rasch und mit Anbruch des Winters reiste ich nach Paris um dort meine Studien fortzusetzen. In Paris angekommen fand ich zwei Briefe von Cäcilien. Der erste enthielt die Bemerkung, daß sie erwartet habe, daß ich vor meiner Abreise nach Frankreich sie noch einmal besuchen würde, währrend ich in meiner Liebe zu ihr nur darauf bedacht war, durch eifrige Förderung meiner Studien die Trennungszeit abzukürzen und so das Ziel meiner dauernden Verbindung mit der Geliebten um so schneller zu erreichen. Meine Antwort schien sie nicht ganz zu befriedigen. Der zweite Brief brachte mir die Trauerkunde von dem plötzlich erfolgten Tode ihres Vaters, der bei der Section einer Leiche sich am Finger verletzt hatte und durch das Leichengift, trotz aller rasch angewandten Gegenmittel, in kürzester Zeit sein Leben verlor.

„Ein heftiges Erkältungsfieber welches mich ein paar Wochen an's Bett fesselte, verhinderte mich, gleich nach Kassel zu reisen um ihr tröstend zur Seite zu stehen. Ich theilte ihr das in einem vom Bette aus geschriebenen herzlichen Briefe mit; sie hat mich aber umgehend auf das Dringendste

nicht zu kommen, da sie selbst in Kurzem mit ihrer Mutter eine Reise zu Verwandten in Familienangelegenheiten machen müsse.

„Während sie früher fast täglich geschrieben hatte, vergingen jetzt peinvolle Wochen ehe ich wieder einen Brief von ihr erhielt. Meine ihr darüber gemachten Vorwürfe reizten sie nur mich noch mehr zu vernachlässigen. Ihre Briefe wurden immer seltener und blieben zuletzt ganz aus. Ich war zu Ostern nach England gegangen um dort die berühmtesten Aerzte und Heilanstalten kennen zu lernen, aber es wollte mit meinen Studien nicht mehr so gedeihlich vorwärts gehen wie früher. Seit zwei Monaten hatte ich keine Nachricht von Cäcilien gehabt und in der Unruhe meines Herzens entschloß ich mich eines schönen Tages, unverzüglich und auf dem kürzesten Wege in die Heimat zurückzukehren, von welcher ich gerade ein Jahr entfernt gewesen war. Cäcilie hatte, während meiner Abwesenheit, der Einladung meiner Mutter folgend zu wiederholten Malen einen längern Aufenthalt auf der Falkenburg genommen und, nach den Briefen meiner Mutter zu schließen, schien sie dieser bei näherer Bekanntschaft sehr gefallen zu haben. Das war noch während der Sommerzeit. Im Winter schrieb mir meine

Mutter noch ein paar Mal von ihr, aber nur so nebenher. Später als Cäciliens Briefe anfingen seltener zu werden und zuletzt ganz ausblieben, fragte ich dringend bei meiner Mutter nach ihr an, erhielt aber keine Antwort. Dies räthselhafte Schweigen konnte nur dienen meine Unruhe zu steigern und in höchst aufgeregtem Zustande, den selbst die wechselnden Bilder und Zerstreuungen der Reise nicht zu sänftigen vermochten, traf ich in Kassel ein, flog nach Cäciliens Haus und erfuhr, daß sie vor vierzehn Tagen mit ihrer Mutter nach Pyrmont abgereist sei um dort die Stahlbäder zu gebrauchen. Nur ein paar Stunden von der Falkenburg entfernt, konnte ich es nicht über's Herz bringen, Cäcilien nachzureisen ohne vorher meine Mutter wiedergesehen zu haben, um so mehr, da der Weg über die Falkenburg fast eben so schnell nach Pyrmont führte, als wenn ich der Poststraße gefolgt wäre. Meine Mutter empfing mich mit Thränen im Auge und ich hatte große Mühe ihr das Geheimniß, welches die Quelle dieser Thränen war, zu entreißen. Ich erfuhr von ihr das Schrecklichste was ich erfahren konnte und was alle meine schlimmsten Vermuthungen noch übertraf. Mit einem Worte: Cäcilie war mir untreu geworden, als Opfer der Verführung mei=

nes eigenen Bruders, der sie dann wieder lieblos verlassen hatte, als sie ein lebendiges Pfand seiner Zärtlichkeit nicht länger verbergen konnte.

„Ich bin unfähig Ihnen heute den Rest der Geschichte zu erzählen. Was ich noch zu sagen habe, soll nicht dienen Cäcilien anzuklagen, sondern sie zu entschuldigen. Aber die furchtbare Erinnerung an das Erlebte hat mich wieder so überwältigt, daß ich keine Ordnung mehr in meine Gedanken bringen kann, und seltsamer Weise überfällt es meine Augen mit bleierner Müdigkeit. Vielleicht gelingt es mir im Schlaf ein paar Stunden Ruhe zu finden. Ich will wenigstens einen Versuch dazu machen. Gute Nacht! Morgen erzähle ich Ihnen meine traurige Geschichte zu Ende.“

Als ich am andern Morgen um zehn Uhr zu ihm kam, fand ich ihn noch in tiefem Schlafe. Ich freute mich darüber und ließ ihn ruhig liegen. Erst zur Mittagszeit traf ich ihn wieder. Er hatte einen erquicklichen Schlummer gehabt. Wir aßen zusammen und nach Tisch fuhr er, auf meine Bitte, fort in seiner Geschichte, wie folgt:

„Ich glaube Ihnen schon erzählt zu haben,

daß Cäcilie zu wiederholten Malen einen längern Besuch auf der Falkenburg machte und meiner Mutter sehr wohl gefiel. Das erste Mal befand sie sich acht Tage allein dort, nachdem ihr Vater, der sie hingebracht hatte, nach Kassel zurückgekehrt war. Sie erfuhr von meiner Mutter, daß mein Bruder Max ihre Verbindung mit mir nicht gern sähe. Meine Mutter bat sie, sich nicht daran zu stoßen, wenn Max ihr nicht gleich so freundlich entgegenträte wie sie es wünsche. Sie hoffte zuversichtlich, daß es Cäciliens Liebenswürdigkeit gelingen werde ihn nach und nach für sich zu gewinnen, denn es sei doch immer besser den künftigen Schwager zum Freund zu haben als zum Feind. Meine Mutter verschwieg Cäcilien, daß Max auf ihre freundliche Einladung, auf ein paar Tage nach der Falkenburg zu kommen, geantwortet hatte: er würde kommen sobald der jetzige Besuch wieder fort wäre. Er habe keine Lust mit dem Judenmädchen beisammen zu sein.

„Cäcilie hatte Max oft gesehen, ohne ihn je gesprochen zu haben, während sie, so viel ich weiß, ihm damals noch völlig unbekannt war. Das Husarenregiment, bei welchem er stand, lag in einem kleinen Ort, wenige Stunden von Kassel entfernt, und wurde erst später vom Kur-

fürsten in die Hauptstadt gezogen. Unter den hübschen und stattlichen Officieren des Regimentes war mein Bruder ohne Zweifel der hübscheste. Abgesehen von seinen sonstigen körperlichen Vorzügen hatte er ein paar wundervolle, große blaue Augen, in welche sich selten ein unerfahrener Mädchenblick ungestraft vertiefte. Cäcilie war eine Freundin von militärischem Gepränge. Von ihrer Wohnung aus konnte sie den Paradeplatz bequem übersehen und der junge, hübsche Husar hatte schon, ehe sie wußte wer er war, ihre bewundernden Blicke auf sich gezogen. So war denn Alles von vornherein dazu angethan ihm ihre Eroberung leicht zu machen. Sie, als meine Braut, strebte in arglosester Weise darnach, ihn als ihren künftigen Schwager für sich zu gewinnen und ihm die Vorurtheile die er gegen sie hegte, zu nehmen. Bei dem auffallenden Liebreiz ihrer Gestalt konnte sie nicht verfehlen auf das für weibliche Reize nur zu sehr empfängliche Herz meines Bruders gleich das erste Mal als er sie sah einen bedeutenden Eindruck zu machen. Er hielt es jedoch für klug ihr die lebhaften Gefühle welche sie schnell in ihm erweckt hatte, zu verbergen und so lange wie möglich eine reservirte Stellung gegen sie einzunehmen.

„Er kannte genau die Schwächen des Frauenherzens und wußte daß dies das sicherste Mittel sei, sie für sich zu gewinnen. Nachdem einmal die Bekanntschaft zwischen ihnen angeknüpft war und er seiner Mutter geschrieben hatte, Cäcilie habe ihm weit besser gefallen, als er erwartet, wenngleich er immer noch sich an den Gedanken nicht gewöhnen könne seine künftige Schwägerin in ihr zu sehen, glaubte meine Mutter nichts Klügeres thun zu können, als ihn zu bewegen, einmal einige Tage mit ihr auf der Falkenburg zu verleben, um bei fortwährendem Zusammensein am häuslichen Herd ihre guten Eigenschaften recht würdigen zu lernen. Er zeigte sich denn auch nicht abgeneigt zu kommen. Cäcilie war glücklich, wenn er ihr einen Beweis seiner wachsenden Zuneigung zu ihr gab, wobei sie sich damals gewiß nichts Schlimmes dachte, da ja ihr ganzes Streben darauf gerichtet war den künftigen Schwager für sich zu gewinnen. Sein Dienst trieb ihn früher nach Kassel zurück als er erwartet hatte.

„Cäcilie sah eine Auszeichnung darin, daß er sie bat, noch länger auf der Falkenburg zu bleiben, da er hoffe binnen kurzem sich wieder auf einige Tage frei machen zu können. So geschah es denn auch und wenn er bei ihrem ersten Zusammensein

dort sich mehr höflich als zärtlich gegen sie gezeigt hatte, so trat jetzt das Gegentheil ein und zwar zunächst unter den Augen meiner Mutter und scheinbar auf die natürlichste Weise von der Welt. Er hatte seinen Plan darauf angelegt Cäcilie erst ganz sicher im Umgang mit ihm zu machen, bevor er sich die geringste Vertraulichkeit mit ihr erlaubte, so daß sie selbst es förmlich als einen Triumph ihrer Liebenswürdigkeit betrachtete, als er sich herbeiließ, beim Abschied, nachdem er die Mutter geküßt, auch ihr einen Kuß auf die Lippen zu drücken. Es war natürlich, daß während der Trennung von ihm viel von ihm die Rede war, daß meine Mutter in liebevollster Weise seinen aristokratischen Stolz und seine jugendlichen Streiche Cäcilien gegenüber entschuldigte und daß dieser sein Bild sich in den glänzendsten Farben einprägte. Freute ich mich doch selbst darüber als mir Cäcilie schrieb, daß es ihr gelungen sei, den Widerstand meines stolzen Bruders gegen unsere Verbindung zu brechen und daß sie hoffte, es werde ihr auch gelingen künftig zwischen uns ein innigeres Verhältniß herzustellen, als es früher bestand. Nach seiner Rückkehr auf die Falkenburg entwickelte sich nun bald der traulichste Verkehr zwischen Beiden. Sie machten längere Ausflüge,

bald zu Wagen, bald zu Fuß, miteinander und ehe sich's Cäcilie versah, lag sie, als willenloses Opfer, in seinen Armen. Während sie sich von dem redlichsten Bestreben beseelt glaubte, ihn für mich zu gewinnen, hatte er die Arglose für sich gewonnen durch schändlichen Mißbrauch der vertraulichen Annäherung, wie man sie sonst unter Verwandten für erlaubt hält, und so groß war seine Macht der Zärtlichkeit über Cäcilien, daß es ihm gelang, wenigstens eine Zeit lang die Stimme der Reue die sich in ihrem Herzen erhob, zu übertäuben. Er suchte sie zu überreden, daß eine so kühle Liebe wie die meine, welche sich mit spießbürgerlicher Berechnung Jahre lang vom geliebten Gegenstand trennen könne, wohl gar keine echte Liebe sei und keine so glühende Erwiederung verdiene, wie ich sie bei Cäcilien gefunden. Der Himmel habe sie für ihn geschaffen und nicht für mich. In seinen Armen werde sie ein glücklicheres Loos finden, als ich ihr je bereiten könne. Cäcilie ließ sich willenlos bethören so lange der erste Rausch der Zärtlichkeit währte, und als sie dann nach der ersten Trennung von ihrem Verführer schaudernd in den Abgrund ihrer Schuld blickte, hatte sie nicht mehr den Muth, mir zu schreiben und sich mir anzuvertrauen. Es wurde

ihr nur zu bald klar, daß mein Bruder an nichts weniger gedacht hatte, als sie zu seinem ehrlichen Weibe zu machen. Die Erinnerung an mich tauchte mit ganzer Gewalt wieder auf und sie fühlte sich namenlos unglücklich. Mein Herz war, nachdem ich Alles erfahren, zu sehr mit Bitterkeit gefüllt, als daß ich es hätte über mich gewinnen können, sie wieder zu sehen oder meinen Bruder aufzusuchen, der mich seinerseits vorsichtig mied. Ich zog mich in eine kleine Universitätsstadt zurück und suchte durch angestrengtes Arbeiten mein unglückliches Herz zu beruhigen."

Ich hörte die Geschichte des so schwer vom Schicksal verfolgten Mannes mit innigster Theilnahme an und suchte ihm eine bessere Ansicht über die Frauen beizubringen, als sich bei ihm in Folge seiner trüben Erfahrungen ausgebildet hatte. Allein es war wieder eine Zerstreuung über ihn gekommen, die ihn verhinderte, meinen Worten aufmerksam zu folgen.

Plötzlich trat Stieglitz in's Zimmer und sagte: „Machen Sie sich reisefertig. Die nach Venedig gedrungenen Nachrichten aus dem Kriegslager haben den Haß gegen die Deutschen wieder in bedenklicher Weise gesteigert und es bietet sich Ihnen gerade jetzt eine günstige Gelegenheit, rasch von hier

zu entkommen. Mit Zustimmung Manin's wird noch diese Nacht ein Trabaccolo nach Triest unter Segel gehen um diejenigen Deutschen, welche hier auf falschen Verdacht zurückgehalten wurden, fort aus Venedig zu bringen. Ich werde selbst kommen um Sie an Bord zu begleiten. Die Abreise muß Nachts vor sich gehen und möglichst heimlich, da die Zusammenrottungen des Volks leicht störend dazwischentreten könnten. Also auf Wiedersehen heute Nacht."

Die Nachricht wirkte auf Falkenburg ebenso freudig wie auf mich und wir machten uns sofort daran, alles zur Abreise Nöthige vorzubereiten. Wir mußten noch in das Ministerium des Innern gehen und dann zu unsern betreffenden Consuln um unsere Pässe in die Heimat visiren zu lassen. Wir warfen dann einen letzten Blick auf die Herrlichkeiten der verfallenen Lagunenstadt und die Aussicht, nun bald wieder in der Heimat zu sein, stimmte uns so froh, als ob von all' den traurigen Dingen, welche Falkenburg mir erzählt hatte, nie die Rede gewesen wäre. Schon um zehn Uhr Abends kam Stieglitz wieder. Man ließ durch einige Leute, welche er mitgebracht hatte, unsere Sachen wegschaffen; er unterhielt uns bis ein Uhr in der Nacht von seinen venetianer Erlebnissen und

führte uns dann aus der Casa C... an den Abfahrtsort, wo das Trobaccolo lag, das in der dritten Stunde Morgens unter Segel ging.

Unter den verschiedenen, auf diesem kleinen Fahrzeug heimlich fortgeschafften Passagieren befanden sich Deutsche aus allen Gauen und Ständen. In der einzigen Kajüte herrschte ein so übler Geruch, daß kein Passagier sich entschließen konnte, darin zu bleiben, und jeder sich auf dem schmalen Verdeck so gut bettete, als es gehen wollte. In den ersten Stunden ging unsere Fahrt ganz glücklich von statten. Dann aber erhob sich ein so heftiger, sturmartiger Wind, daß wir den geraden Kurs nach Triest nicht halten konnten und in Umago an der Küste von Istrien einen Tag Rast halten mußten. Von dort ging es dann ungestört weiter nach Triest und nach Wien, wo ich mich von Falkenburg trennte, der seit unserer Abreise von Venedig ein ganz anderer Mensch geworden zu sein schien, so daß ich mit den besten Aussichten für seine Zukunft Abschied von ihm nahm. Ich sollte ihn nun noch einmal im Leben wiedersehen und zwar — in einem Irrenhaus.

Etwa sechs Jahre später besuchte ich bei einem kurzen Aufenthalte in F... das dort neu errichtete und vortrefflich eingerichtete Irrenhaus und

der mir von früher bekannte Director hatte die Güte, mir als Führer zu dienen und mich auf alles Wissenswerthe aufmerksam zu machen. Er erzählte mir von einigen seltsamen Fällen, worunter einer meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Ich fragte ihn nach dem Namen des betreffenden Irren und er nannte mir den Namen „Falkenburg."

„Dieser Mann, selbst ein ausgezeichneter Arzt, spricht über Alles in der Welt sehr vernünftig und leidet nur an der fixen Idee, vor Gericht unschuldiger Weise des Brudermordes angeklagt zu sein, wogegen er sich fortwährend zu vertheidigen sucht, so oft seine Gedanken in diese Richtung kommen. Da geschieht es nun zuweilen, daß er den Wärter oder mich bei der Brust packt und mit so feierlicher Stimme wie Macbeth ruft: „Du kannst nicht sagen, daß ich's gethan habe!" Im Uebrigen ist er ganz harmlos und weiß sich auf das Nützlichste zu beschäftigen. Doch ist es unmöglich, ihm ein Lächeln abzugewinnen. Er blickt immer starr vor sich hin, wenn man mit ihm spricht, hält die wundersamsten Monologe und erkennt Niemand von seinen frühern Bekannten. Eine unglückliche Liebesgeschichte scheint ihm den Geist verwirrt zu haben. Da ist eine schwarz gekleidete, allerliebste Frau mit bezaubernden Augen, die sich bei mir

selbst angeklagt hat, Schuld an seinem Unglück zu sein, und mich beschworen hat, ihr zu gestatten, durch Pflege des Unglücklichen ihr Unrecht, soweit es in ihren Kräften stehe, wieder gut zu machen. Sie hängt an ihm mit rührender Liebe, obgleich er behauptet, sie gar nicht zu kennen, und ihr nur selten gestattet, in seine Nähe zu kommen. Einige seiner Universitätsfreunde besuchen ihn noch von Zeit zu Zeit, ohne von ihm erkannt zu werden. Sonst hat sich von seinen Angehörigen Niemand gemeldet. Seine Mutter ist vor drei Jahren gestorben."

„Ich gehöre auch zu seinen Bekannten," sagte ich, „gestatten Sie, daß ich ihn besuche?"

„Ei mit dem größten Vergnügen," erwiederte der Director. „Ich will Sie gleich zu ihm führen."

Wir fanden ihn beim Eintreten in sein Zimmer gerade mit Schreiben beschäftigt. Beim ersten Blick fiel mir die ungeheuere Veränderung auf, die seit unserer Trennung mit ihm vorgegangen war. Sein Haar war schneeweiß geworden, die Stirn tief gefurcht. Er gab anfangs gar nicht Acht auf uns, sondern sagte, als er unsere Schritte hörte, ohne sich umzusehen: „Ich will noch nicht essen!" Als aber der Doctor auf ihn zutrat, erhob er sich und reichte ihm freundlich die Hand. „Hier ist ein alter Freund von Ihnen," sagte der

Doctor, „der mit Ihnen in Italien war.“ — Er sah mich groß an, trat dann ein paar Schritte zurück und rief in großer Aufregung: „Du kannst nicht sagen: Ich hab's gethan! Das Bild war Schuld.“

„Ja, das Bild war Schuld, und Cäcilie!“ sagte ich, während mir unwillkürlich eine Thräne in's Auge trat.

„Warum weint der Mann?“ fragte er den Doctor.

„Weil es ihm weh' thut Sie unschuldig leiden zu sehen.“

„Kein Mensch ist unschuldig,“ erwiederte der Arme kopfschüttelnd, „aber Cäcilie konnte nicht dafür. Sie ist jetzt im Himmel und erscheint mir zuweilen im Traum. Ich habe schöne Träume. Laßt mich allein; ich will schlafen gehen!“

Ich erzählte dem Doctor die Geschichte des Unglücklichen, die ihn tief bewegte. Er bedauerte, nicht gleich bei dessen Eintritt in die Anstalt um die eigentlichen Ursachen seiner Geistesstörung gewußt zu haben, gab aber auch jetzt noch nicht alle Hoffnung auf, ihn wiederherzustellen.

Diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen: schon nach einem Jahre machte der Tod seinem Leiden ein Ende.

Ende.

Druck von G. ... burg a/S.

Bodenstedt, Friedrich,

Erzählungen und Romane

Bd.: 2

Jena 1871